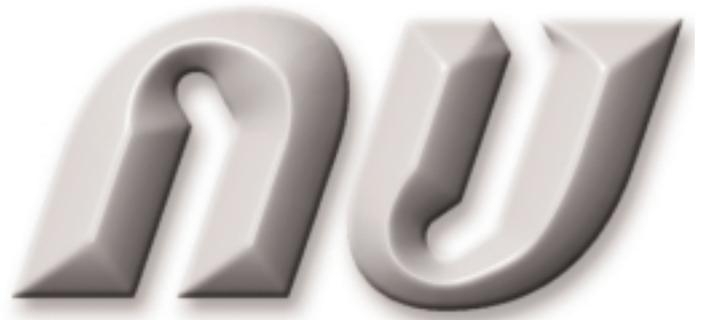


AUSGABE 2/2004  
JUNI 2004/TAMMUZ 5764

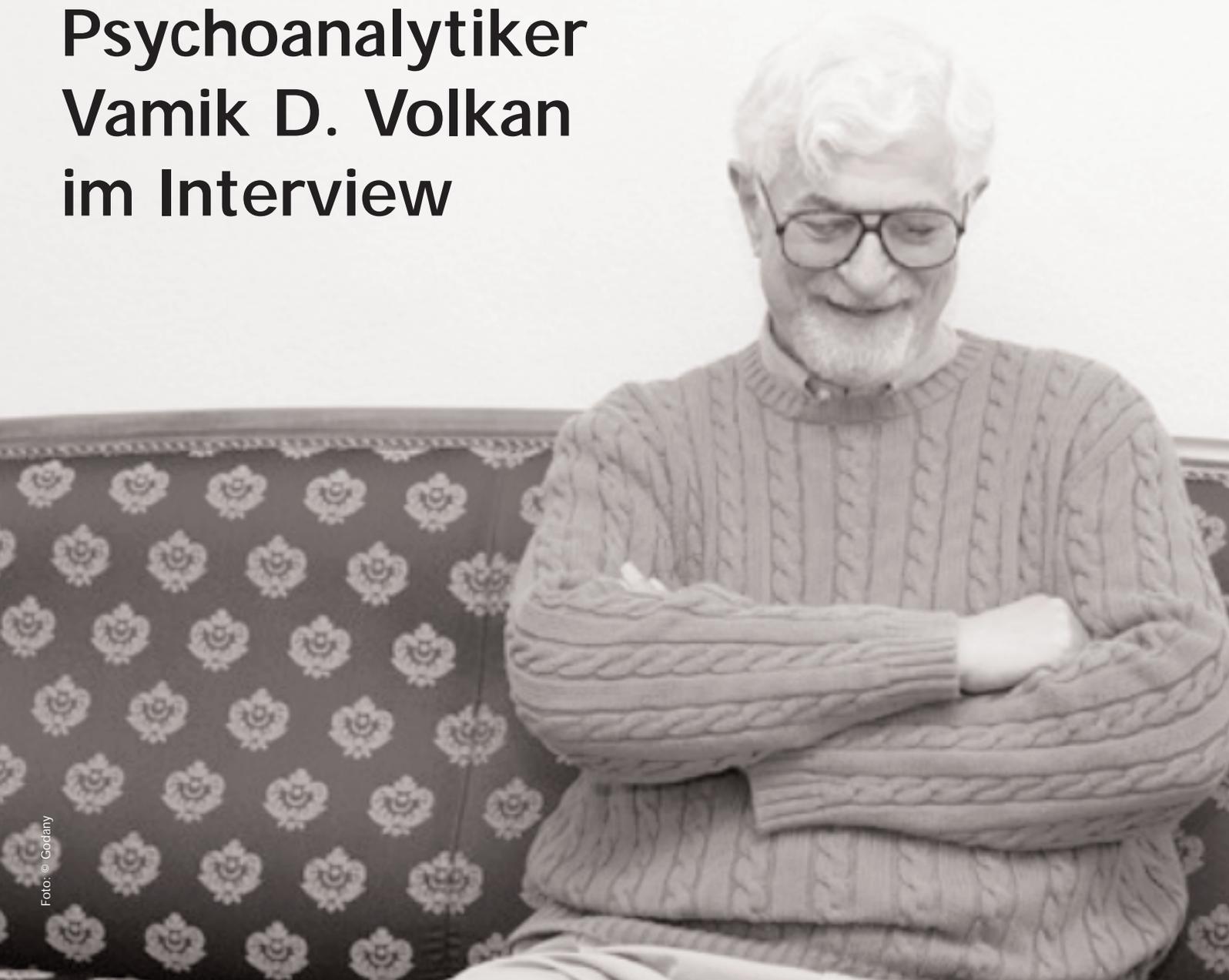
€ 3,-

WWW.NUNU.AT



# Israel auf der Couch

Der Nahost-Vermittler und  
Psychoanalytiker  
Vamik D. Volkan  
im Interview





Liebe Leserin, lieber Leser!

Ein Hurra und Riesendank an alle Spender, die uns in den vergangenen Monaten so verlässlich unterstützt haben. Als treue/r Leser/in wissen Sie, dass NU sich selbst finanziert und daher auf Ihre Unterstützung angewiesen ist: Durch Ihre Spende (oder Ihr Inserat) ist es möglich, dass dieses kleine, feine Blatt auch weiterhin erscheinen kann – bitte spenden Sie daher auch weiterhin. Als Gegenleistung erhalten Sie eine spannende Zeitung wie zum Beispiel die vorliegende Ausgabe.

NU 2/2004 enthält – um einige Highlights herauszustreichen – ein hochinteressantes Gespräch mit dem Psychoanalytiker Vamik D. Volkan, der nicht nur die Seelenlage Israels analysiert, sondern vor allem ausführlich über seine persönlichen Erfahrungen als Vermittler im Nahostkonflikt erzählt. Professor Volkan wurde unlängst der „Internationale Sigmund Freud Preis für Psychotherapie der Stadt Wien“ verliehen. Martin Engelberg hat anlässlich der Auszeichnung in Wien mit Volkan gesprochen. Auf den Spuren der Shanghai-Exilanten wanderte NU-Mitarbeiterin Alexia Wernegger. Sie besuchte Gedenkstätten und Synagogen in der asiatischen Metropole, um sich ein Bild über das ehemalige jüdische Ghetto in Shanghai zu machen. Besonders ans Herz lege ich Ihnen anlässlich diverser wichtiger Fußball-Ereignisse auch den Beitrag im Meinungsteil: den Bericht über das knallharte Match IKG gegen Chabad Lubawitsch, Anpffiff auf Seite 32!

Bleibt zuletzt noch ein Glückwunsch in eigener Sache: NU-Autorin Eva Menasse und Michael Kumpfmüller haben am 12.6.2004 geheiratet. NU, Ihr Lieben, da wollen wir doch herzlich gratulieren: alles Gute, Mazel Tov!

Viel Vergnügen beim Lesen  
wünscht

Saskia Schwaiger  
stv. Chefredakteurin

(Mail an: [Office@nunu.at](mailto:Office@nunu.at))

**Seite 4 COVER Vamik D. Volkan im Interview**

Der zypriotische Psychoanalytiker und Buchautor Vamik D. Volkan spricht in NU über den Nahostkonflikt und seine Vermittlungstätigkeit bei den israelisch-palästinensischen Verhandlungen. Von Martin Engelberg

**Seite 10 INTERNATIONAL Exil in Shanghai**

Tausende Juden flohen in den Vierzigerjahren nach Shanghai. NU suchte nach Spuren des damaligen Ghettos. Von Alexia Wernegger

**Seite 13 FILM Das Schweigen der Großmütter**

Die junge Filmemacherin Anja Salomonowitz („Das wirst du nie verstehen“) über die Nazizeit als Generationenthema. Von Werner Hanak und Peter Menasse

**Seite 16 LITERATUR Vladimir Vertlib**

Der russisch-österreichische Autor im NU-Interview über Heimat und Exil und die ewige Frage nach jüdischer Identität. Von Saskia Schwaiger

**Seite 20 ZEITUNG Mein Jewish Chronicle**

Der britische „Jewish Chronicle“ ist die älteste jüdische Zeitung und wurde heuer als „Weekly Newspaper of the Year“ ausgezeichnet. Eine Würdigung von Axel Reiserer

**Seite 22 RÄTSEL Jiddisches, „kreuzweise“**

Von Michaela Spiegel

**Seite 23 BUCH I Widerstand in Hietzing**

Auch im bürgerlichen Westen Wiens gab es Widerstand gegen das NS-Regime. Von Petra Stuibler

**Seite 26 BUCH II Wiener Wanderungen**

Die Reihe „CITYwalks“ stellt Mahnmale, Gedenkstätten und Orte der Erinnerung vor. Peter Menasse war unterwegs.

**Seite 29 BUCH III Jüdisches Wien**

Ein Reiseführer der anderen Art. Vorgestellt von Thomas Schmidinger

**Seite 29 AUFLÖSUNG Jiddisches, „kreuzweise“**

**Seite 30 MEINUNG I Dajgezzen und Chochmezzzen**

Erwin Javor und Peter Menasse über das neue Tierchutzgesetz

**Seite 32 MEINUNG II Anpffiff!**

Martin Engelberg über das Match IKG gegen Chabad Lubawitsch

**Seite 34 MEINUNG III Alltagsgeschichten**

Erwin Javor über latenten Antisemitismus und blinde Flecken bei der Beurteilung von Terrorismus



# Lass das Akkordeon spielen

| Der Psychoanalytiker und Buchautor Vamik D. Volkan vermittelte bei diversen staatlichen und nichtstaatlichen Konflikten. Im NU-Interview spricht er über die psychologischen und emotionalen Momente des Nahostkonflikts und analysiert, warum eine friedliche Zukunft derzeit unmöglich ist. |

Von Martin Engelberg

**NU:** Herr Volkan, Sie kennen den israelisch-palästinensischen Konflikt sozusagen von innen. Wie wird sich die Situation weiterentwickeln?

**Volkan:** Noch mehr Regression, um in der psychoanalytischen Terminologie zu sprechen. Ich bin kein Prophet, aber in meinem Beruf sagt man: Wenn man einmal den tiefsten Punkt erreicht hat, kann man nur hoffen.

**NU:** Was war der tiefste Punkt?

**Volkan:** Es hat mit der zweiten Intifada begonnen. Im Jahr 2000 war ich am „Yitzhak Rabin Center for Israel Studies“ in Israel. Es war eine sehr hoffnungsvolle Zeit, das letzte Jahr der Clinton-Präsidentschaft. Clinton wollte sein Vermächtnis hinterlassen und ich bekam die vielen Aktivitäten mit, die damals stattfanden. Da war sehr viel Hoffnung. Man kann in Israel zwar nie wirklich von Normalität sprechen, aber man fühlte damals eine Art von Normalität.

**NU:** Was passierte dann?

**Volkan:** Es gab eine Reihe von Möglichkeiten zu einer Vereinbarung zu kommen, aber im letzten Moment brach alles zusammen. Ich bemerkte, dass sich die Stimmung völlig veränderte. Wenn ich in der Früh zum Rabin-Center an der Universität Tel Aviv ging, begannen mich meine israelischen Freunde mit pessimistischen Bemerkungen zu begrüßen, wie zum Beispiel: „Guten Morgen, glauben Sie, dass wir überleben?“.

**NU:** Was war der Grund für diese Stimmungsänderung?

**Volkan:** Der Grund war, dass vorher die Hoffnung herrschte, dass es keine Anschläge mehr geben würde, dass es ein Abkommen geben würde – dann plötzlich der Kollaps, Depression. Es war eine der größten Stimmungsänderungen, die ich je erlebt habe.

**NU:** Hatte das nicht mit dem Scheitern der Verhandlungen in Camp David zu tun?

**Volkan:** Natürlich, da kam dann wieder der ganze Druck zurück und all die Jahre der Verletzungen.

**NU:** Was lief in Camp David schief?

**Volkan:** Mir ist immer aufgefallen, dass Israelis ganz anders verhandeln als Araber. Israelis sind, psychoanalytisch gesprochen, viel zwanghafter, man weiß warum. Sie wollen sicher sein. Araber sind viel emotionaler, wenn die Stimmung gut und freundlich ist, sind sie williger, und dieser Unterschied macht größte Probleme in Verhandlungen. Ich habe sechs Jahre lang an inoffiziellen Verhandlungen teilgenommen und bemerkt, dass da ein Dritter eine Balance schaffen muss.

Sie kennen vielleicht die Geschichte von den ersten Camp-David-Verhandlungen, als (Menachem) Begin (Israel. Ministerpräsident) ein Foto der drei Präsidenten, signiert für seine Enkelkinder, haben wollte. Die Verhandlungen waren schon gescheitert, da erinnerte sich (Jimmy) Carter (amerik. Präsident) an Begins Bitte. Er ließ das Foto machen, signierte es und ließ (Anwar as-)Sadat (ägyptischer Präsident) signieren. Dann gingen beide zu Begin, klopfen an seiner Tür und überreichten ihm das Foto – da begann Begin zu weinen. Ich habe das als „Akkordeon-Phänomen“ bezeichnet. Das kommt in Verhandlungen oft vor. Menschen sind in den Verhandlungen zuerst nur die Vertreter ihrer Großgruppe und in diesen sind sie mörderisch. Ich verwende jetzt dieses Wort natürlich in einer übertriebenen Form. Wenn Diplomaten, mit solch geschichtlichem Erbe zusammenkommen, dann tragen sie dieses mit sich. Sie bekommen zwar Anweisungen nett zu sein und sie verwenden diplomatische Floskeln wie: „Mein Freund auf der anderen Seite des Tisches“ und grinsen dabei wie ein Hund. Wenn dann im Laufe der Verhandlungen die Aggressionen und

Verletzungen verleugnet werden, dann ist es so wie ein Akkordeon, das in sich zusammenbricht. Es kommt zu einer manischen Hochstimmung – das war der Zeitpunkt, an dem der Camp-David-Vertrag\* unterschrieben wurde.

**NU:** *Und das war nicht gut?*

**Volkan:** Niemals sollte man eine Vereinbarung treffen, wenn das Akkordeon zusammengepresst ist. Lass das Akkordeon spielen und respektiere zwei Prinzipien: Man muss erstens unbedingt respektieren, dass die verfeindeten Gruppen verschieden sind und bleiben, und man muss zweitens eine Grenze zwischen den beiden schaffen, ich spreche über psychologische Grenzen. Weil es in solchen Situationen so viel Aggression gibt, dass die Identität jeder der beteiligten Gruppen geschützt werden muss.

**NU:** *Was passiert in dem Augenblick dieser manischen Hochstimmung?*

**Volkan:** Das ist eine Hochstimmung, in der diese Grenzen komplett verleugnet werden. Alles ist voller Liebe. Es ist eine Verletzung der beiden Prinzipien, von denen ich gesprochen habe: Es muss immer das Anders-Sein respektiert werden. Die feindlichen Gruppen müssen immer eine Grenze zwischen sich haben, damit die Identitäten erhalten bleiben. An diesem Punkt darf man keinen Druck erzeugen, man muss vielmehr eine Strategie entwickeln, wo Sie – einfach gesprochen – jeder Gruppe sagen: Schaut, Ihr werdet für immer und ewig jüdisch und israelisch bleiben. Und zu den Arabern: Ihr werdet für immer und ewig Araber und Moslems bleiben – ein Abkommen zu unterschreiben, heißt nicht, die eigene Identität zu verlieren.

**NU:** *Das würde doch heißen, dass gerade die entscheidenden Punkte, an denen das zweite Camp David gescheitert ist, nämlich Jerusalem und das Rückkehrrecht der Palästinenser nach Israel, genau das Schlimmste waren. Das waren jene Punkte, wo beide Seiten befürchten mussten, ihre Identität zu verlieren.*

**Volkan:** Ganz genau. Wenn ich der Verhandler gewesen wäre, hätte ich einen Weg gefunden, diese Dinge unbedingt auszulassen und das sogar für 50 Jahre.

**NU:** *Wie ist die jetzige Situation? Es sieht so aus, als befänden wir uns in einem neuen Zeitalter.*

*Es gibt keine Verhandlungen, es gibt keinen Verhandlungspartner auf Seiten der Palästinenser und die USA und Israel schaffen Fakten.*

**Volkan:** Wenn ich versuche zu verstehen, was vorgegangen ist, habe ich den Eindruck, dass (US-Präsident George W.) Bush und (Israels Premierminister Ariel) Scharon den Wunsch haben, den Nahen Osten zu verändern. Wenn es einen solchen Plan gibt, weiß ich nicht, wie gut er durchdacht ist. Aber wie Sie sagten, da gibt es einen Teil, der fehlt.

**NU:** *Was bedeutet das psychologisch?*

**Volkan:** Dass es nicht funktionieren wird. Es ist so, als ob ich Ihnen eine Waffe an den Kopf halte und sage: O.K., gehen Sie und suchen Sie sich einen demokratischen Führer! Das funktioniert nicht. Werde ich mit einer Waffe bedroht, fühle ich mich gedemütigt – auch wenn ich vielleicht auf einer intellektuellen Ebene weiß, dass es Sinn machen könnte.

**NU:** *Aus Sicht der Israelis und der USA sieht es doch so aus: Es gibt keinen Verhandlungspartner auf Seiten der Palästinenser. Arafat hat seine Chance im zweiten Camp David vertan, nachher versuchte man einen Premierminister zu installieren, das scheiterte, inzwischen gehen die Anschläge und Selbstmordattentate in Israel weiter.*

**Volkan:** Sie können Prozesse bei den Palästinensern nicht aus der Perspektive individueller Psychologie beurteilen. Dasselbe gilt – aber eben in einem viel geringeren Ausmaß – auch für Israel. In einem viel geringeren Ausmaß, weil die Israelis noch immer ihre Universitäten haben, ihre Armee mit Regeln und Vorschriften, mit einer funktionierenden Demokratie, trotz der Tatsache, dass natürlich alle sehr emotionalisiert sind. Es gibt nichts, absolut nichts, was sie an der Universität von Tel Aviv nicht sagen können. Es gibt nichts, was irgendein israelischer Gelehrter nicht wüsste. Es ist herzerfrischend. Wenn man eine vitale Demokratie erleben möchte, muss man an die Universität Tel Aviv gehen – das stoppt die Regression, das ist ein Gegenpol. Ich kenne die palästinensische Situation und ich glaube nicht, dass sie diese Gegenpole haben.

**NU:** *Sie denken, dass es einen großen Unterschied im Ausmaß der Regression zwischen Israel und Palästinensern gibt?*



Volkan: „Sie können den Palästinensern nicht eine Waffe an den Kopf halten und gleichzeitig sagen: O.K., jetzt sucht euch einen demokratischen Führer!“

**Volkan:** Ja natürlich. Die Palästinenser haben so etwas wie die Universität von Tel Aviv nicht – ich verwende das nur als Beispiel. Die Leute können nicht so frei sprechen, wie sie das in Israel können. Wenn dann die Regression eintritt, finden die typischen Entwicklungen statt, die wir schon lange, noch aus Freuds Tagen, kennen: Die Menschen verlieren ihre Individualität, sie versammeln sich um einen Führer, es entsteht das magische Denken und alles beginnt sich darum zu drehen, die Identität der Großgruppe zu schützen. Anfangs gab es Experten, die darstellten, wie die Einzelnen gedemütigt, traumatisiert wurden. Aber die Regression hat heute ein solches Ausmaß angenommen, dass jeder unter dem Einfluss der Großgruppenpsychologie steht.

**NU:** *Das heißt, es macht keinen Unterschied, ob es bei einem Selbstmordattentäter ein individuelles Trauma gab.*

**Volkan:** Ja, es gibt kein individuelles Denken mehr.

**NU:** *Wie erklären Sie sich, dass 60 oder 70 Prozent der Palästinenser die Selbstmordattentäter unterstützen, ja selbst dazu bereit wären?*

**Volkan:** Es sind 100 Prozent! Sie können es nicht auf individueller Basis erklären. Meine Arbeit hat mich in Flüchtlingslager geführt, wo es nur das „We-ness“ (Wir-Sein) gibt, die Menschen sprechen nie über „Ich“, sie sprechen immer nur über „Wir“. Lassen Sie mich das erklären: Wir haben zwei wesentliche Identitäten. Die wichtigste ist die Kernidentität. Ohne sie stirbt man. Wenn Sie jemanden beobachten, der schizophren wird und seine Identität verliert, das ist entsetzlich. Von dieser Kernidentität gibt es eine Verbindung zur Großgruppenidentität. Diese besteht aus einer Kombination ethnischer und religiöser Komponenten. In unserem täglichen Leben sind wir uns dieser Großgruppenidentität praktisch überhaupt nicht bewusst. Aber wenn einmal die Großgruppenidentität bedroht ist, dann nimmt man nur mehr diese wahr. Ich vergleiche das mit dem Atmen. Sie atmen jetzt, ich atme jetzt, wir bemerken das gar nicht. Aber wenn Sie eine Lungenentzündung haben, nehmen Sie jeden einzelnen Atemzug wahr und nur das. Ähnlich verhält es sich mit der Großgruppenidentität. Wenn sie attackiert wird, nehmen Sie sie immer mehr wahr und dann wird die individuelle Identität



Volkan: „Ein Selbstmordattentäter ist nicht individualpsychologisch zu beurteilen, er ist Sprecher einer Großgruppe.“

völlig sekundär. Alle Prozesse, in die Sie involviert werden, beziehen sich auf das gemeinsame Zelt, unter dem Sie sich gemeinsam mit Millionen Menschen befinden. Das ist in Palästina passiert.

**NU:** *Wie sind nun im Rahmen dessen die Selbstmordattentate zu verstehen?*

**Volkan:** Jedes Mal, wenn ein Selbstmordattentäter mordet, ist er oder sie ein Sprecher für die Großgruppe. Bei einem „normalen“ Selbstmord laufen komplexe psychische Prozesse ab und letztlich trägt zur Ausführung ein Mangel an Selbstwertgefühl entscheidend bei. Wenn Sie die Selbstmordattentäter anschauen, dient das genau dem Gegenteil! Es dient zur Erhöhung des Selbstwertgefühls, das ist ein ganz entscheidender Unterschied. Sie denken gar nicht als Individuum. Sie sind Soldaten der Großgruppenidentität.

**NU:** *Angenommen, Präsident Bush würde Sie jetzt kontaktieren ...*

**Volkan:** Das ist völlig ausgeschlossen ... Aber ich würde ihm sagen, dass ich nichts sagen kann, bevor ich nicht mehr erfahre. Es sieht so aus, als wäre die derzeitige Strategie, eine Grenze (der Zaun um Jerusalem, Anm.) zu schaffen, allerdings ist das nicht jene Grenze, die wir Psychologen meinen. Psychologische Grenzen müssen Flexibilität haben, eine spielerische Grenze, die aber wichtige psychologische Auswirkungen hat.

**NU:** *Welche?*

**Volkan:** Die psychologische Grenze hat den Zweck zu zeigen: „Schau, du bist nicht gleich. Wir haben etwas, um deine Aggression zu stoppen. Wir schaffen eine Grenze, sodass die Projektionen uns gar nicht mehr erreichen können.“ Die Idee einer solchen Grenze gab es ja schon lange. Es war eine der Ideen, die wir in einer anderen Art und Weise diskutierten. Im Laufe der Jahre wurde sie sehr konkret.

**NU:** *Was war Ihre Idee?*

**Volkan:** Eine Grenze zu haben und einen Raum zu schaffen, dass sie einander nicht berühren können. Wie sie das in eine Strategie umsetzen, ist eine andere Frage. Was jetzt getan wird, ist etwas sehr Konkretes. Das Problem ist – Sie sagten es bereits –, dass es niemanden gibt, mit dem man verhandeln kann. Ich würde eine Strategie einsetzen, die die Regression der Großgruppe stoppt, die die Individualität und eine Führung zurückbringt.

**NU:** *Sie haben so viele Konflikte gesehen. Was macht den israelisch-palästinensischen Konflikt so besonders?*

**Volkan:** Schon alleine die lange Geschichte, die fast prähistorische Ausmaße hat. Ein Satz in meinem Buch lautet: „Götter verhandeln nicht, Götter geben nur die Genehmigung, den Teufel loszuwerden.“ Ich denke, das beschreibt meine Wahrnehmung der arabisch-israelischen Situation.

**NU:** *Es gibt einen großen Unterschied der Wahrnehmung Israels in den USA und in Europa. Meinen Sie auch, dass Europas Verhalten gegenüber Israel im Schatten des Holocaust zu sehen ist?*

**Volkan:** Was ich in Europa bemerkt habe, ist, dass Elemente von Antijudaismus in oft sehr merkwürdiger Art und Weise auftreten: Da sind alte Schuldgefühle, über die nicht gesprochen wird. Ein Beispiel: Als die deutsche Wiedervereinigung stattfand, führten wir eine

Studie durch und fanden heraus, dass alles zum Holocaust zurückführte.

**NU:** *Ihr Eindruck war, dass in Europa alles vom Holocaust überschattet ist und das sei der große Unterschied zu den USA?*

**Volkan:** Ja, das war meine Schlussfolgerung, aber das müsste viel genauer untersucht werden. Wenn ich noch einen Wunsch hätte für mein Leben, dann würde ich gerne eine Gruppe gründen, in der bekannte Persönlichkeiten sind, die auch psychoanalytisch orientiert sind, die Stellung nehmen zu pathologischen Entwicklungen. Als Analogie würde ich sagen: Wenn Bin Laden und all die anderen verrückten Typen, die also von unserer Warte aus vollkommen verrückt sind, so etwas wie das „Es“ sind und Amerika das „Über-Ich“ ist, wo bleibt das „Ich“, das erklärt? Wo ist das „Ich“, welches eine Tel-Aviv-Universität in Palästina macht? ■

\* In Camp David einigen sich nach mehrtägigen Verhandlungen im Zeitraum zwischen 6. und 17. September 1978 der ägyptische Präsident Anwar as-Sadat und der israelische Ministerpräsident Menachem Begin im Beisein des US-Präsidenten Jimmy Carter auf einen Rahmenvertrag für den Frieden zwischen beiden Ländern. Nach dem Abzug israelischer Truppen von der Sinaihalbinsel sollen diplomatische Beziehungen aufgenommen werden. Der endgültige Vertrag kommt aber nicht in der vorhergesehenen Frist von drei Monaten, sondern erst nach neuen Besprechungen Carters in Ägypten und Israel am 26. März 1979 zustande.

## info

*Prof. Dr. Vamik D. Volkan, geboren im türkischen Teil Zyperns, ist ein bedeutender Psychoanalytiker, der sich vor allem in der Anwendung der Psychoanalyse bei ethnischen und staatlichen Konflikten und deren Beilegung einen Namen gemacht hat. Er hat in vielen staatlichen und nichtstaatlichen Konfliktherden, u. a. im israelisch-palästinensischen Konflikt vermittelt. Dazu begründete er auch ein interdisziplinäres Institut an der University of Virginia, an dem er Historiker, Diplomaten und Politikwissenschaftler mit*

*Psychoanalytikern und Psychiatern zusammengeführt hat, um solche Konflikte zu untersuchen. Darüber hinaus ist er Autor zahlreicher Artikel und Bücher, die weit über den Leserkreis der Psychoanalytiker hinaus Beachtung fanden. Zuletzt erschienen ist das Buch: „Blind Trust – Large Groups and Their Leaders in Times of Crisis and Terror“ (Pitchstone Publishing, 2004). Prof. Volkan wurde 2004 der „Internationale Sigmund Freud Preis für Psychotherapie der Stadt Wien“ zuerkannt.*



Fotos: © Alexia Wernegger

Der Chinese Fa Liang Wang will das Gedenken an das Shanghai-Ghetto aufrechterhalten

## Zuflucht in Shanghai

| Was verbinden Sie mit Shanghai? Dekadenz, Jugendstil, Opiumhöhlen? Oder Wachstum, Wolkenkratzer, Konsumrausch? Juden assoziieren mit der chinesischen Metropole vor allem eines: das Shanghai der Vierzigerjahre, sicherer Hafen für Tausende, die das NS-Regime fliehen mussten. NU suchte nach Spuren der jüdischen Emigranten im Shanghai des Jahres 2004. |

Von Alexia Wernegger

**E**ines vorweg: Nachfahren österreichischer Juden, die auf der Flucht vor den Nationalsozialisten in Shanghai eine sichere Bleibe fanden, sind in der heutigen Metropole der Hochhäuser und Highways nicht mehr zu finden. Die jüdische Gemeinde 2004 zählt nur wenige hundert Mitglieder. Sie kommen aus den USA, Kanada, Australien, sind hauptsächlich Geschäftsleute, die es beruflich nach China verschlagen hat.

Und warum ist das so? „1945 sind sie alle gegangen“, erzählt Fa Liang Wang im Gespräch mit NU. Der Chinese Wang ist heute 85 Jahre alt und wurde in jenem Viertel Shanghais geboren, das später zum jüdischen Ghetto wurde. Als junger Mann arbeitete Wang in einem Café, das von russischen Juden betrieben wurde. Seine Aufgabe war es, Rechnungen auszustellen. Wang lebt heute noch in einem kleinen Haus im ehemaligen Ghetto, das er 1945 einem Juden abge-

kauft hat. Und: Wang hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Spuren dieser Zeit nicht ganz verschwinden zu lassen.

Wang betreut eine kleine Gedenkstätte in der ehemaligen Ohel Moische Synagoge in der Changyang Road im Stadtteil Hongkou. Vom obersten Geschoß des ehemaligen Tempels sieht man die Dächer des ehemaligen Ghettos. Viel habe sich nicht verändert, so Wang. Nur die Silhouette der Stadt mit ihren hohen Türmen sei anders geworden.

Die Ohel Moische Synagoge ist heute nicht mehr in Betrieb. Jene zwei Thora-Rollen, die die Gemeinde bis 1945 besaß, wurden zu Kriegsende wieder mitgenommen. Die Frauengalerie darf wegen Einsturzgefahr nicht mehr betreten werden. Die hinter der Synagoge gelegene frühere Matzot-Fabrik ist heute ein kleiner Kunst-raum. Zu sehen: Werke vor allem jüdischer und chinesischer Künstler, die der Gedenkstätte gespendet wurden.

Die eigentliche Gedenkstätte befindet sich im zweiten Geschoß des Gebäudes. Hier erzählen vor allem Fotos an den Wänden vom Schicksal der „Refugees“ in Shanghai. Wang hat einige von ihnen persönlich gekannt. Andere lernte er kennen, als sie viele Jahre nach ihrer Weiterreise in die USA oder Rückkehr nach Deutschland bzw. Österreich dem früheren Exil einen Besuch abstatteten.

Wie es denn nun aber gewesen sei, das Leben als Jude im Shanghai der Vierzigerjahre? „Sie haben sich alle schwer getan“, erinnert sich Wang. Vor allem, nachdem die Japaner die in alle Teile der Stadt verstreuten Emigranten zwangen, ins Ghetto zu ziehen. „Plötzlich waren sie arm. Sie sind mit nichts hergekommen“, erzählt Wang. „Wir waren es gewohnt, dass man heißes Wasser für ein Bad erst holen gehen musste. Wir waren es gewohnt, kalte Winter ohne gute Heizung zu verbringen. Wir waren es gewohnt, das Essen auf kleinen Öfchen, die auf dem Boden standen, zu kochen. Sie kannten das alles nicht. Für sie war es ein Abstieg, viele haben es nicht ertragen.“

Aber gab es denn nicht auch reiche Familien in Shanghai? Doch, sagt Wang. Die reichen Familien, sie hießen Sassoon oder Kadoorie. Sie waren bereits im 19. Jahrhundert nach Shanghai gekommen, um hier Geschäfte zu machen, vor allem mit Kaufhäusern und Immobilien. Doch auch der Opiumhandel habe sie reich gemacht, erzählt Wang und lacht dabei. So sei das eben gewesen, damals, in Shanghai.

Diese alteingesessenen Familien hätten zwar alles gemacht, um den Neuankömmlingen zu helfen. Die ersten Tage und Wochen konnten die Flüchtlinge etwa in einem „Heim“ verbringen, es wurde für Nahrungsmittel gesorgt, überhaupt für die Versorgung mit dem Nötigsten. Doch auch in Shanghai seien die Zeiten härter geworden, das Exil kein Honiglecken gewesen. Tag für Tag kamen neue Flüchtlinge an, brauchte man doch auf Grund des internationalen Status der Stadt kein Visum zur Einreise.

1943 mussten alle Juden auf Geheiß der Japaner in die „Designated Area for Stateless Refugees“ in Hongkou ziehen. An diese Zone erinnert heute ein Gedenkstein im Huoshan Park, nicht weit von der Ohel Moische Synagoge entfernt. Statt jüdischer Familien bevölkern heute chinesische Senioren den Park. Unweit des Denkmals spielen sie stundenlang traditionelle chinesische Brettspiele.

Doch zurück in die Vierzigerjahre. Gestapo-Agenten reisten bis ins ferne China, um sich das Ausmaß der jüdischen Emigration anzusehen. 1942 versuchten die Nazis daraufhin, die Japaner – unter deren Kontrolle Shanghai inzwischen war – dazu zu bewegen, ein Konzentrationslager zu errichten. Unter anderem durch Intervention der Amerikaner habe dies verhindert werden können, so Wang. Doch das Ghetto blieb den Flüchtlingen nicht erspart. Wollte man das kleine Gebiet verlassen, brauchte man einen Passierschein, zu ergattern bei einem japanischen Beamten, „der an manchen Tagen total durchgedreht war“, erinnert sich der alte Chinese. Dann habe er geschrien oder auch Ohrfeigen, jedoch keine Passierscheine verteilt. An anderen Tagen wieder sei er äußerst umgänglich gewesen.

Vom „gefürchteten Goya, Herr über die Passierscheinausgabe“ schrieb auch der österreichische Arzt Alfred W. Kneucker, der seine Erlebnisse in der chinesischen Emigration zwischen 1938 und 1945 in dem dokumentarischen Roman „Zuflucht in Shanghai“ geschildert hat. Anschaulich beschreibt Kneucker in diesen Erinnerungen, wie Menschen gezwungen waren, sich plötzlich in einer völlig fremden Welt zurechtzufinden. Ihre angestammten Berufe konnten viele nicht ausüben, es galt, sich neu zu orientieren – was meist mit einem Abstieg verbunden war.

„In seiner norddeutschen Heimat hat er an einer Provinzbühne gespielt. Dann verschlug ihn das Schicksal nach Ostasien, und so spielt er nun im Emigrantentheater, ob als Hauptdarsteller im Schauspiel, ob mit Chansons oder nur als Conférencier, immer gleich perfekt. Daneben spielt er eine zwielichtige Rolle in der Gesellschaft der Shanghaier Emigranten. Solange es hier noch Bordelle gab, ließ er seine Frau dort arbeiten. Sie, eine kesse Berlinerin, stieg in diesen Jahren bis zur Direktrice eines solchen Etablissements auf. Erst als die Japaner die Puffs der Europäer in der Stadt sperrten, konnte auch sie sich vom Geschäft zurückziehen. Jeder im Saal weiß das. Niemand nimmt Anstoß daran“, schildert Kneucker.

Zwischen 1933 und 1941 gelangten über 30.000 jüdische Flüchtlinge aus Europa nach Shanghai. Einige waren nur auf der Durchreise, rund 25.000 blieben bis Kriegsende. An die 20.000 davon waren deutsch sprechende Juden. Es waren schon 1939 so viele, dass ein eigenes Register



Eingang der Ohel Moïse Synagoge, heute Gedenkstätte

angelegt wurde, um einander zu finden. Es erschien im November des Jahres und trug den Titel „Emigranten Adressbuch für Shanghai“. Im Anhang fand sich ein „Branchen-Register“. Das kleine, rund 150 Seiten umfassende Bändchen mit rotem Einschlag wurde 1995 von einem ehemaligen Exilanten als Faksimiledruck wieder aufgelegt und Fa Liang Wang drückt es einem gerne in die Hand.

Der erste Eintrag: Siegbert Abbe, Breslau, Pianist, 990 Bubbling. Der letzte: Josef Zylberstein, Schneider, 24/3 Ward. Dazwischen rund 5.500 Namen, nicht allen ist der Herkunftsort beige-fügt, vielen aber doch. Alleine unter dem Buchstaben A finden sich 45 als solche ausgewiesene Österreicher, darunter etwa der Wiener Kaufmann Moses Aberbach, der Dekorateur Josef Amtmann, ebenfalls aus Wien, oder der Grazer Kosmetiker Karl Adler.

Ein bisschen Heimat konnten sie sich alle aber doch schaffen, selbst im Ghetto, erzählt Wang. Kleine Kaffeehäuser erinnerten an zu Hause. Abendliche Theater- und Gesangsvorstellungen boten jene Kultur, die man kannte. Und so erhielt die Gegend in Hongkou bald weitere Namen: Je nach Herkunft der Emigranten sprachen sie vom „Little Vienna“ oder „Little Berlin“.

Wo heute in der Huashan Lu, die damals Wayside Road hieß, das Bailaohui Restaurant zu finden ist, war früher das Broadway Theatre und auf dessen Dach das „Vienna Café“. Wang kann sich noch an das kleine Café erinnern, Spuren sind freilich keine geblieben. Der aufmerksame Beobachter findet lediglich ein paar Gassen weiter, in der Haimen Lu stark verblasste Schilder, die zum Einkehren in „Horn's Imbiss Stube“ oder ins „Café Atlantis“ luden. Wird eines Tages auch das ehemalige Ghetto von Bulldozern dem Erdboden gleichgemacht werden, um Platz für weitere Hochhäuser oder Shopping Malls zu machen, werden auch diese letzten Erinnerungen an einen relativ sicheren Hafen in einer unsicheren Zeit gelöscht sein. ■

## info

### **Lektüre und Wissenswertes**

*Alfred W. Kneucker: „Zuflucht in Shanghai. Aus den Erlebnissen eines österreichischen Arztes in der Emigration 1938–1945“, bearbeitet und herausgegeben von Felix Gamillscheg, Verlag Böhlau, Sonderband, Wien 1984, ISBN 3-205-07241-3*

*Pan Guang (Herausgeber): „The Jews in Shanghai“, Shanghai Pictorial Publishing House, Shanghai 1995, ISBN 7-80530-177-8*

*Das „Emigranten Adressbuch für Shanghai“ mit Daten vom November 1939 kann schriftlich angefordert werden bei: P. O. Box 54750, Northpoint P. O. Hong Kong oder bei Tess Johnston, 1375 Huai Hai Zhong Lu, Apt. 14-B, Shanghai 200031, China*

*Informationen über die Gedenkstätte in der ehemaligen Ohel Moïse Synagoge sind im Internet zu finden unter: <http://www.moishe.sh.cn>. Anfragen an die Gedenkstätte können gerichtet werden unter: [fyhapple@sina.com](mailto:fyhapple@sina.com)*



Fotos: © Sixpack Film

Die „Tante“, das ehemalige Kindermädchen der Filmemacherin, ist eine Sozialdemokratin alten Schlags

# Über das Sprechen und Schweigen der Großmütter

| Anja Salomonowitz, eine junge Filmemacherin der „dritten Generation“, lässt im Dokumentarfilm „Das wirst du nie verstehen“ ihre eigenen Großmütter sprechen. Entstanden ist kein Familienstück, sondern ein plastisches Dokument über Ignoranz, Ohnmacht und Schuldgefühl. |

Von Werner Hanak und Peter Menasse

**D**ie schwarze Schrift DAS WIRST DU NIE VERSTEHEN auf dem rein weißen Grund des Plakats kündigt das strenge Konzept an. Die Farbe Weiß bestimmt den Film: Der gesamte Hintergrund, die Wände und die Polstermöbel in den Wohnungen sind weiß, selbst die Menschen sind weiß gekleidet. Die Filmemacherin will verhindern, dass der Beschauer von unwichtigen Details abgelenkt wird, sie will den Inhalt ohne optische Irritation wirken lassen. Und doch wird ein anderes Element zur großen Stärke des Films von Anja Salomonowitz – die Verstrickungen der handelnden Personen untereinander und mit der Geschichte. Im Mittelpunkt stehen drei ältere Frauen, die drei „Großmütter“ der 28-jährigen Filmemacherin. Die echte Oma stammt aus Graz und hat eine, gelinde gesagt, verklärte Erinnerung an die Nazizeit. Die zweite Protagonistin, „Hanka“, die Großtante, ist

eine Jüdin aus dem heutigen Tschechien, die ein Konzentrationslager überlebt hat. Die dritte alte Frau war einst Salomonowitz' Kindermädchen, heißt im Familienjargon „Tante“ und ist eine stolze Wiener Sozialdemokratin alten Schlags.

Für ein spannendes Casting, wenn man dieses Wort bei einem persönlichen Familienfilm verwenden kann, ist also gesorgt. In Bewegung aber kommt dieses „Großmutter-Trio“ erst richtig durch einen gelungenen dramaturgischen Kunstgriff: Anja Salomonowitz' jüngere Schwester Yael, die scheinbar naive, in Wirklichkeit aber unerbittliche Fragen stellt, wird zu einer zentralen Figur in vielerlei Hinsicht: Die noch nicht Zwanzigjährige symbolisiert das Alter der drei Frauen während jener Zeit, um die es in diesem Film geht, den Zweiten Weltkrieg. Sie ist die Figur, die es braucht, um zwischen den drei



Die nichtjüdische Oma wird von Enkelin Yael zum Sprechen gebracht

Frauen eine Verbindung herzustellen. Sie ist die Fremde, die wie bei Ibsen das Drama entrollt, und sie ist gleichzeitig mittendrin – als die Vertreterin der Filmemacherin, die damit gleichermaßen an- wie abwesend ist. Eine gekonnte und glückliche Konstellation für einen Familienfilm, in dem das richtige Maß von Distanz und Nähe über die Qualität entscheidet.

„Das wirst du nie verstehen“ ist ein Film über Identität und Erinnerung. Ein Film, in dem die so genannte dritte Generation, intellektuell gut ausgerüstet, sehr persönliche Fragen stellt und mit diesem Know-how ihrer eigenen Familiengeschichte nachgeht. Wenn man die Filmemacherin im Interview fragt, warum sie als junge Frau denn erneut die Vergangenheit aufrolle, wo man doch schon der zweiten Generation seit langem bedeute, es wäre jetzt endlich genug und man solle die alten Zeiten ruhen lassen, spielt sie diese Frage in erstaunlicher Weise von sich weg. Es gelingt auch dem insistierend Fragenden nicht, ihre innere Befindlichkeit zu erfahren. Es ist ihr selbstverständlich, dass sie hinter dieses schaurige Mirakel kommen muss, aber scheinbar ohne dass sie eine eigene, stringente Stellung zu den Altvordern beziehen muss, wie es für die zweite Generation stets zwingend war: „Ich sitze am Familientisch bei einer Party, die Großmütter reden über Kuchen und Kaffee und ich frage mich, wie kann das sein?“ Das Nichtsprechen über das aus den drei verschiedenen

Perspektiven Erlebte war der Auslöser für den Versuch von Salomonowitz, die Frauen im Film zum Sprechen zu bringen. Als Zuschauer werden wir genau dieser Szene, in der die Großmütter über Kaffee und Kuchen sprechen, wieder begegnen. Und gemeinsam mit der Filmemacherin werden wir irgendwie froh sein, dass sie auch diesmal kein heikleres Thema anschnitten.

Den KünstlerInnen und HistorikerInnen der dritten Generation, egal ob sie Nachkommen der Täter- oder der Opfergesellschaft sind, wird heute manchmal vorgeworfen, sie würden die Zeit des Zweiten Weltkriegs nur noch als Familiengeschichte begreifen und die Geschichte als zusammenhängende Struktur vernachlässigen. Anja Salomonowitz präsentiert auch einen kompromisslos persönlichen Familienfilm, aber mit dem ausgewiesenen Konzept, dem Allgemeinen auf die Spur zu kommen: „Es geht nicht um persönliche Erfahrungen allein, sondern um die Verbindung von persönlichen und kollektiven Erinnerungen. Und es ist immer die Frage, sind die Statements der Zeitzeugen tatsächlich persönliche Erfahrungen oder aber die Darstellung von kollektiven Annahmen. Glaubt eine Person etwas selber erlebt zu haben oder wiederholt sie nur kollektive Erinnerungen?“ Besonders gelungen findet sich diese Problematisierung in der Darstellung der Großmutter mit ihrem Mann, einem Sudetendeutschen, der im Krieg

ein Bein verloren hat, wenn sie darüber räsionieren, welche Zeit die eigentlich schlimmere war: jene vor oder nach Kriegsende.

Entgegen der Kritik, die junge Geschichtsschreibung würde sich in der Darstellung von einzelnen Familiengeschichten verlieren, beweist Anja Salomonowitz, dass die Fähigkeit, diese subjektiven Familiengeschichten erzählen zu können, der besondere und einzigartige Beitrag dieser dritten Generation sein kann. Während sich zwischen erster und zweiter Generation eine Mauer des Schweigens aufgebaut hat, in der zwar mal Eltern, mal Kinder ein Fenster öffneten, praktisch jedoch nie gleichzeitig, können Großeltern und Enkel prinzipiell mit viel geringerer Befangenheit miteinander reden. Dass diese Möglichkeit aber nur von einer kleinen „Avantgarde“ ausgeschöpft wird, ist evident: Denn auch weiterhin sind die meisten Enkel und Urenkel bereit, die vorgefertigte Familienrhetorik willig zu übernehmen. Hinzu kommt, dass von Generation zu Generation tendenziell die positive Sicht auf die Vorfahren weitergegeben und angenommen wird. In vielen Familien ist es so wie im Beispiel des Anwalts, der seine jüdischen Klienten nach 1938 auf schändliche Weise zuerst ausgenommen und dann ausgeliefert hat. Von seinen Kindern wird er als ein Mann wahrgenommen, der es in der Kriegszeit nicht leicht gehabt hat. Und weil es den tiefen Wunsch gibt, von seinen Vorfahren nur das Beste zu glauben, mutiert der Großvater und der Urgroßvater bei der nächsten Generation schließlich zum Widerstandskämpfer, der vielen armen Juden zur Flucht verholfen hat.

„Das wirst du nie verstehen“ beweist, dass Subjektivität und Differenzierung auch innerhalb einer knappen Stunde kein Widerspruch sind. Wir lernen einerseits die „Abwehrrhetorik“ der Großmutter kennen, in der beispielsweise das Leid der deutschen Kriegsgefangenen überdimensional in den Vordergrund rückt. Oder die noch immer gegenwärtige Hilflosigkeit der „Tante“, wenn sie erzählt, wie es ihr nicht möglich war, am Westbahnhof jüdischen Gefangenen, die dort in einem heißen Waggon in der prallen Sonne eingesperrt waren, Wasser zu geben. Die aus dem Waggon sich herausreckenden Hände nicht erreichen zu können, meint Salomonowitz im Interview, spiegle auch die Ohnmacht der Arbeiterbewegung gegenüber der Naziherrschaft. Gegen Ende des Films verweigert Hanka, die

jüdische Großtante, das Gespräch. Sie will nicht mehr, aus, vorbei. Zu schrecklich ist das, worüber zu sprechen wäre, diese Geschichte von Leid und anschließender „Überlebensschuld“. Sie schweigt, weil es die einzige Form ist, die ihr Erinnerungen erspart.

Die drei Großmütter treffen sich zu Yaels, ihres „Enkelkinds“, Geburtstag. Die „Tante“, das ehemalige Kindermädchen, sitzt zwischen den verwandten Antipoden – der niemals dazugelernt habenden Großmutter und der jüdischen Großtante. Sie sprechen miteinander über Kuchen und Kaffee, niemals über ihre Geschichte. Wenn Anja Salomonowitz im Kommentar bemerkt, dass bei diesem Treffen „gar nichts passiert“ ist, merken wir fast ihre Erleichterung, die wir alle so gut kennen, wenn wir Menschen, die sich gegenseitig fremd, uns aber sehr wichtig sind, zusammenbringen. Und als die Filmemacherin uns Zuschauer dann auch noch darauf aufmerksam macht, dass Hanka an diesem Tag vergessen hat, sich entgegen der Abmachung wie auch an den anderen Drehtagen etwas Weißes anzuziehen, spüren wir nicht nur die Nähe der Filmemacherin zu ihren „Darstellern“, sondern auch eine sympathische Ironie gegenüber ihrem eigenen strengen „weißen“ Konzept.

Anja Salomonowitz ist ein großartiger Film über Wien gelungen. Mit einfachen Mitteln findet sie eine Sprache für die Komplexität der Geschichte dieser Stadt. Und weil sie sich trotz innerer Widerstände dafür entschieden hat, streng persönlich zu bleiben, ist es auch ein Film, der keine Zielgruppendifkussion notwendig hat. Er kommt emotional bei den BewohnerInnen Wiens genauso an wie bei Menschen auf ausländischen Filmfestivals, weil er nachvollziehbar über das Problem einer Stadt aufklärt, von der man weiß, dass es dort sehr schön ist, dass aber ihre Bewohner nur allzu gerne die Vergangenheit verdrängen. Mit diesem Film wird den Zuschauern aber auch klar, dass es dort immer wieder Menschen gibt, die nicht locker lassen, weil sie einfach und endlich verstehen wollen. ■

„Das wirst du nie verstehen“, Dokumentarfilm von Anja Salomonowitz  
Publikumspreis beim Festival der Filmakademie;  
Nachwuchspreis am Dokumentar-Filmfestival  
Visions du Réel in Nyon (CH)  
Verleih/Kontakt: sixpackfilm (office@sixpackfilm.com)



Fotos: © Godary

Vladimir Vertlib: „Wie die Flugbahn eines Bumerangs wurde ich immer wieder nach Wien zurückkatapultiert.“

## Reise zu meinen Wurzeln

| *Flucht, Exil und die immer wiederkehrende Frage nach jüdischer Identität sind die Themen der Bücher des österreichischen Schriftstellers Vladimir Vertlib. In NU spricht der 37-Jährige über seinen Heimatbegriff, über Antisemitismus und die „verzopfte“ Politik der IKG.* |

**Von Saskia Schwaiger**

**S**ie wissen doch, dass Antisemiten die Juden immer für dumm und verboht halten werden, egal, was sie tun. Was wollen Sie in erster Linie sein? Ein Mensch oder ein braver Jude?“ Diese provokante Frage, gerichtet an den 37-jährigen Gabriel Salzinger, zieht sich wie ein roter Faden durch Vladimir Vertlibs gesamten jüngsten Roman, „Letzter Wunsch“. Gabriel Salzinger, Vertlibs Protagonist und Alter Ego, will den letzten Wunsch seines verstorbenen Vaters erfüllen und ihn am jüdischen Friedhof neben seiner Frau bestatten lassen. Doch unmittelbar als der Sarg hinabgelassen werden soll, wird die Zeremonie jäh unterbrochen. Eine Mitarbeiterin der Kultusgemeinde hat herausgefunden, dass Gabriels Vater nach orthodoxer Auffassung gar kein Jude gewesen war: Seine Mutter, als Christin geboren, hatte – gegen den Widerstand von Familie und damaliger Gesell-

schaft – den jüdischen Glauben ihres Mannes angenommen. Die Konversion war freilich durch einen liberalen Rabbiner vorgenommen worden und folglich – so die Auffassung der Kultusgemeinde des fiktiven deutschen Kleinstädtchens Gingricht – könne auch ihr Sohn unmöglich als Jude anerkannt werden. Nach dem Vorfall auf dem Friedhof entspinnt sich ein tragikomischer Plot: Gabriel, hin- und hergerissen zwischen der restriktiven Politik der jüdischen Gemeinde einerseits und der verklemmten, latent antisemitischen Gesellschaft andererseits, versenkt zuletzt, in einem Akt der Verzweiflung, den toten Leib seines Vaters im Meer.

„Letzter Wunsch“ ist das vierte Buch des 37-jährigen gebürtigen Russen Vladimir Vertlib, das sich mit den Themen Flucht, Exil und jüdische Identität befasst. Nach seinem stark

autobiographischen Erstlingswerk „Abschiebung“ (Otto Müller Verlag 1995) beschreibt er im 1999 erschienenen Buch „Zwischenstationen“ die Irrfahrt von Leningrader Emigranten quer durch Europa, die – der Bahn eines Bumerangs vergleichbar – letztlich immer wieder im „Land der Nazis“, im vom Vater so verhassten Österreich landen. Im dritten Werk, „Das besondere Gedächtnis der Rosa Masur“, schildert eine alte Zeitzeugin ihr skurriles Leben. „Letzter Wunsch“ (Deuticke 2003) schließlich beendet den Zyklus jüdischer Themen. NU besuchte den Autor, der hauptsächlich in Salzburg lebt, in der Wohnung seiner Mutter im 2. Wiener Gemeindebezirk.



**NU:** *Sie sind in der Sowjetunion geboren, nach Israel ausgewandert und kamen mit vielen Zwischenstationen nach Wien. Warum wurde Wien Ihre Heimat?*

**Vertlib:** Das ist auf eine Verkettung von Zufällen zurückzuführen. Ursprünglich wollten meine Eltern nach Israel, blieben aber nur ungefähr ein Jahr lang dort. Sie waren mit völlig unrealistischen Erwartungen eingewandert und von den Zuständen im Land bald enttäuscht. Zu Beginn der Siebzigerjahre wusste man in der Sowjetunion noch kaum etwas über den Westen, der Informationsfluss war sehr gering. Meine Eltern hatten die Illusion, dass der jüdische Staat etwas ganz Besonderes sein müsse, ein Ort, an dem alle Juden „solidarisch und voller Enthusiasmus gemeinsam am Aufbau des Landes mitarbeiten“. Dass es dort auch Korruption, soziale Ungerechtigkeit und Parteibuchwirtschaft gibt, war für sie ein Schock. Außerdem wurden sie mit Vorurteilen und Klischees konfrontiert, die viele Alteingesessene über die Neuzuwanderer aus der Sowjetunion hatten. Deshalb entschlossen sie sich zur nochmaligen Emigration, in die USA, nach Kanada oder in eines der anderen „klassischen“ Einwanderungsländer. Kurzzeitig spielten sie sogar mit dem Gedanken, in die

Sowjetunion zurückzukehren. Nach Wien sind sie gekommen, da diese Stadt während der Kreisky-Zeit die Drehscheibe der Ostemigration war. Auch für Re-Emigranten aus Israel gab es eine – wenn auch rudimentäre – Infrastruktur. So war Wien fast zwangsläufig ihre erste Station. Das Dilemma meiner Eltern war, dass sie in Österreich zwar nicht heimisch werden konnten und weg wollten, sich bei ihren Auswanderungsversuchen aber so ungeschickt anstellten, dass die Odyssee der Emigration sie, wie die Flugbahn eines Bumerangs, doch immer wieder nach Wien zurückführte.

**NU:** *Haben Sie diese Flugbahn des Bumerangs manchmal verflucht? Oder waren Sie zufrieden mit diesem Zufall?*

**Vertlib:** Mein Vater hat immer gesagt: Österreich ist, nach allem, was in der NS-Zeit passiert ist, kein Land für Juden. Ich habe diese Vorstellung zunächst übernommen, habe mich hineingeträumt in eine utopische Gegenwelt an einem anderen Ort, wo alles anders, alles besser sein würde und wo sich meine persönlichen Probleme als Zuwanderer wie von selbst auflösen würden. Das war natürlich eine Illusion. Erst ▶





Vertlib: „Antisemitismus ist in Wien abgründiger als anderswo.“

als ich erwachsen war und intensiv zu schreiben begonnen hatte, als mir klar wurde, dass dieses österreichische Deutsch meine Schreibsprache sein würde, konnte ich mich von der zwanghaften Vorstellung, irgendwann weiteremigrieren zu müssen, lösen. Die österreichische Mentalität und Lebensart war ja ohnehin zu einem Teil meiner eigenen Identität geworden. So bin ich schließlich doch Österreicher geworden.

**NU:** *In „Letzter Wunsch“ gibt es eine Szene, in der der Protagonist Gabriel Salzinger in Wien ankommt und als „Piefke“ bezeichnet wird. Er selbst sieht es als Bestätigung für den Antisemitismus in der Stadt und ist erleichtert, als er herausfindet, dass es „nur“ anti-deutsch, aber nicht antijüdisch war. Wie antisemitisch ist Wien in Ihren Augen?*

**Vertlib:** Die Ängste, Klischees und Vorurteile, die man im Kopf hat, treten oft anders in Erscheinung, als man erwartet. Das wollte ich in der oben erwähnten Szene meines Romans zeigen. Im Vergleich zu anderen Orten ist der Antisemitismus in Wien abgründiger, zum Teil auch versteckter, und wenn er einmal direkt daherkommt, ist er oft schärfer und verletzend als anderswo. Die physische Bedrohung ist zwar bei weitem nicht so groß wie in manchen anderen Ländern, doch die verbalen Attacken sind meist sehr verletzend, weil sie den Kern der Persönlichkeit zu treffen versuchen und alles andere als „einfach nur so dahergesagt“ sind. Ich möchte hier nicht von gewissen Erlebnissen in

der Straßenbahn erzählen – Erfahrungen dieser Art haben andere genauso gemacht wie ich. Oft begegnet mir auch ein übertriebener Philo-semitismus, der in Wirklichkeit eine Spielart des Antisemitismus ist, weil man mich wieder nicht als Mensch, sondern in erster Linie als Jude sieht. Die Erwartungen an mich sind dann so hoch, dass ich diese ohnehin nur enttäuschen kann. Und plötzlich bin ich dann nicht mehr der gute Jude, sondern wieder der schlechte Jude. Manche Menschen nehmen automatisch eine Rechtfertigungsposition ein, obwohl ich sie gar nicht angreife. Allein die Tatsache, Jude zu sein, dazu zu stehen und es offen zu artikulieren, irritiert sie so sehr, dass sie sofort zu Selbstkritik oder zu Selbstbeschuldigungen neigen. In Deutschland erlebe ich das seltener, weil der Diskurs über die Vergangenheit und die Schuld Deutschlands am Holocaust eine viel längere Tradition als in Österreich hat. Deshalb können sich viele Menschen differenzierter – bzw. „normaler“ – zu den Themen Judentum oder deutsch-jüdische Vergangenheit äußern.

**NU:** *Ihre Bücher kreisen immer wieder um das Thema jüdische Identität. Welche Rolle spielt Ihre jüdische Identität für Sie persönlich?*

**Vertlib:** Diese Frage stellt sich für jeden Juden. Man diskutiert ja seit 2.000 Jahren darüber, wer Jude ist oder nicht. Für mich persönlich ist primär die Zugehörigkeit zur Schicksalsgemeinschaft ausschlaggebend.

**NU:** *Viele, die sich dieser Schicksalsgemeinschaft zugehörig fühlen, werden aber nach der Halacha von der Kultusgemeinde gar nicht als Juden anerkannt. Genau dieses Dilemma beschreiben Sie ja auch in „Letzter Wunsch“ – was ist Ihre Meinung?*

**Vertlib:** In meinem Buch wollte ich am Beispiel des Judentums zeigen, dass Identität etwas Fließendes, etwas Uneindeutiges ist, dass wir uns unserer selbst und unserer Umgebung nie ganz sicher sein können. Ich selbst betrachte mich, wie gesagt, als Teil der jüdischen Schicksalsgemeinschaft. Die ganze Odyssee, die ich während meiner Kindheit machen musste, hätte nicht stattgefunden, wenn ich nicht jüdischer Herkunft gewesen wäre. Die sehr restriktive Auslegung der Zugehörigkeit zum Judentum durch die Kultusgemeinde ist aber etwas, das mich stört, denn ich glaube, dass gerade die Kultusgemeinden sich nicht jüdischer gebärden sollten als der Staat Israel: Das israelische Rückkehrge-

setz besagt unter anderem, dass jemand auch dann zuwandern darf, wenn er einen jüdischen Vater und eine nichtjüdische Mutter hat. Die Zugehörigkeit zum Judentum und das Rückkehrrecht wird ihm nicht verwehrt. Andererseits habe ich ein gewisses Verständnis für jene, die anders argumentieren. Es gibt zum Beispiel Menschen, die nach dem Trauma der Schoah nur in einer Rückbesinnung auf das religiöse Fundament einen Halt im Leben zu finden vermögen. Diese Haltung ist verständlich und zu respektieren. Ich halte es aber für falsch, wenn diese Form der Rückbesinnung oder ein allzu rigider Traditionalismus, egal welche Gründe es dafür geben möge, zum wesentlichen oder gar beherrschenden Faktor innerhalb des heutigen Judentums wird.

**NU: Sind Sie selbst Mitglied der Kultusgemeinde?**

**Vertlib:** Ja, ich bin Mitglied der IKG in Salzburg. Das Problem des Helden in meinem Roman habe ich nicht; ich bin nach allen Kriterien – ob nach denen des orthodoxen Judentums oder den Nürnberger Rassegesetzen – Volljude. Die strengen und zum Teil sehr bedenklichen Definitionsregeln, wer Jude ist, könnte man noch hinnehmen, da es ja die Möglichkeit des Übertritts gibt. Nur ist es gerade in Wien sehr schwer überzutreten. In vielen Fällen ist das fast unmöglich. Dies ist für mich noch viel schlimmer als das Festhalten an der starren Definition der Zugehörigkeit zum Judentum über die Herkunft der Mutter. Religiös betrachtet ist jemand ein Jude, wenn er eine jüdische Mutter hat oder zum jüdischen Glauben übergetreten ist, aber wenn die Möglichkeit eines Übertritts praktisch verwehrt wird, widerspricht das dem Wesen des Judentums. Es ist für einen Menschen ohnehin schon

schwer, sich für einen Übertritt zum Judentum zu entscheiden. Wenn er es dennoch tut, hat er meist einen triftigen Grund dafür. Ich verstehe nicht, dass die Kultusgemeinde in Wien derart konservativ und verzopft ist. Die meisten Kultusgemeinden in Deutschland, England oder den USA sind viel liberaler und offener.

**NU: Wird Ihr nächstes Buchprojekt wieder ein jüdisches Thema behandeln?**

**Vertlib:** Nein, dieser Zyklus ist für mich vorläufig abgeschlossen. Die jüdischen Themen dienen mir als Symbol, um allgemein gültige Themen aufzuwerfen und menschliche Schicksale zu beschreiben. Aber ich sehe mich nicht primär als einen Chronisten des Judentums.

**NU: Trotz aller Dramatik der Themen spielt Humor eine große Rolle in Ihren Büchern. Wie gehen Sie dabei mit der eigenen schmerzhaften Erinnerung um?**

**Vertlib:** Distanz ist wichtig. Mit meinem ersten Buch „Abschiebung“ habe ich mir viel Zeit gelassen. Trotz zahlreicher fiktiver Elemente hat es eine klare Verankerung in meiner eigenen Biographie. Ich habe 15 Jahre gebraucht, um über die Erlebnisse von Emigration, Fremdsein und Ausländerfeindlichkeit sprechen und vor allem schreiben zu können und um jenen traumatischen Tag der Abschiebung aus den USA zu verarbeiten. Erst aus der zeitlichen Distanz konnte ich mehr oder weniger leichtfüßig und mit Humor darüber schreiben. Humor ist unter anderem eine Möglichkeit der ironischen Brechung des Tragischen. Wenn man das schafft, kann man die Dinge schärfer und plastischer wahrnehmen. Außerdem hat Lachen eine befreiende Wirkung. ■

## info

*Vladimir Vertlib, 1966 in Leningrad geboren, emigrierte als Fünfjähriger mit seinen Eltern zunächst nach Israel. Die Suche nach einer sicheren Heimat sollte insgesamt jedoch zehn Jahre dauern: Von Israel zog die Familie nach Österreich, dann Holland, wieder Israel, Italien, Österreich, USA, Österreich und blieb schlussendlich in Wien.*

*Vertlib, inzwischen österreichischer Staatsbürger,*

*bezeichnet sich selbst heute als „gelernten Österreicher“. Das Thema Flucht und Fremdenfeindlichkeit ist dennoch ein zentrales Thema seiner Werke, für die er unter anderem mit dem Adelbert-von-Chamisso-Preis der Bayerischen Akademie der Schönen Künste (wird an deutsch schreibende Künstler mit nicht-deutscher Muttersprache verliehen) und dem Förderungspreis für Literatur ausgezeichnet wurde.*



Fenster für britische Juden: „The Jewish Chronicle“ wird 160 Jahre alt

# Mein Jewish Chronicle

| Eine persönliche Annäherung an die älteste jüdische Zeitung, den Jewish Chronicle, die von so vielen Menschen gelesen wird, dass sie mit Fug und Recht als das „Zentralorgan des britischen Judentums“ gelten darf. |

Von Axel Reiserer

**W**enn ich am Freitagabend nach Hause komme, liegt im Postkasten bereits die jüngste Ausgabe der britischen Wochenzeitung „The Jewish Chronicle“. Hier erfahre ich, dass die Großtante der Schwiegermutter des Onkels des Mittelstürmers von Haroldeans, der im Spiel der Dritten Liga das einzige und daher auch völlig unbedeutende Tor zum 1:7 gegen Hendon United geschossen hat, eine litauische Jüdin ist, der 1944 die Flucht aus dem Ghetto von Vilnius gelang. Hier lerne ich dank einer wöchentlich am Fuß derselben Sportseite geschalteten Anzeige von ausge-

suchten Hässlichkeiten des Sanitärengewerbes, dass BBC noch eine zweite Bedeutung haben kann, nämlich British Bathroom Centre.

Seit ich in London lebe, lese ich den Jewish Chronicle regelmäßig. Verlässlich finde ich Freitagnacht mein Exemplar in der Post. Ich möchte es nicht missen. Der Jewish Chronicle stiftet jüdische Identität. Die seit 160 Jahren erscheinende Zeitung, die im vergangenen Jahr als „Weekly Newspaper of the Year“ ausgezeichnet wurde, beansprucht mit Recht für sich, die Stimme des britischen Judentums von

orthodox bis liberal und von konservativ bis progressiv zu sein. Das Verhältnis von verkaufter Auflage zur tatsächlichen Leserzahl erinnert an den alten Witz vom Leser, der in einem empörten Leserbrief schreibt: „Wenn Sie noch einmal einen solchen Unfug berichten, werde ich mir Ihre Zeitung nie wieder ausborgen.“ Der stellvertretende Chefredakteur Jeff Barak schätzt gegenüber NU die tatsächliche Leserzahl auf 160.000 bis 200.000 pro Woche bei einer tatsächlich verkauften Auflage von bloß 40.000 Stück. Als sein inhaltliches Ziel nennt er, „eine seriöse und ernst zu nehmende Zeitung für die britischen Juden zu machen“.

Bedenkt man, dass sich im Jahr 2001 bei der jüngsten Volkszählung 267.000 Personen als jüdisch bezeichneten (von denen fast 75 Prozent in London leben), ist die Leserzahl des Jewish Chronicle mehr als beachtlich. Tatsächlich ist die Zeitung so etwas wie das Zentralorgan des britischen Judentums.

Der Historiker David Cesarani, Autor eines Standardwerks über den Jewish Chronicle, sagt im Gespräch mit NU: „Die Zeitung ist fundamental in der Herausbildung der Wahrnehmung und Selbstwahrnehmung des britischen Judentums gewesen. Sie war wie ein Fenster, durch das die britischen Juden die jüdische und die nicht-jüdische Welt sehen konnten. Bis heute ist sie ein offenes Forum für die Diskussion aller wichtigen Fragen des jüdischen Lebens und der jüdischen Identität.“

Das Schicksal von Israel ist dem Jewish Chronicle ein besonders wichtiges Anliegen. Dabei nimmt die Zeitung eine klare Position ein. Die Berichterstattung der BBC wird im Einklang mit der Regierung in Jerusalem heftig und oft auch unfair kritisiert. Dass Israel international eine schlechte Presse hat, wird zuallererst perfiden Manipulationen der Palästinenser, nicht seinen eigenen Taten zugeschrieben. Jeff Barak meint dazu abwehrend, er habe zu viel Arbeit, um diese Frage in der Kürze eines Interviews zu diskutieren.

David Cesarani hingegen gibt zu bedenken: „Die Nahostberichterstattung des Jewish Chronicle entspricht dem, was man von einer jüdischen Zeitung zu erwarten hat. 95 Prozent der Juden identifizieren sich sehr eng mit Israel und sehen ihre Zukunft mit jener des Landes verknüpft. Verglichen mit der US-Presse ist der Jewish Chronicle geradezu bemerkenswert offen und kritisch. Die Zeitung bekämpft ent-

schieden die einseitige Berichterstattung in der britischen Presse und die als Kommentare getarnte anti-israelische und anti-jüdische Propaganda.“

Im Irak-Krieg steht die Zeitung fest an der Seite der Befürworter der Militärintervention der USA und der Okkupation. Jene 52 Diplomaten, die in einem beispiellosen Schritt die Politik des britischen Premierministers Tony Blair kürzlich heftig kritisiert hatten, wurden umgehend per Aufmacher als „appeasers“ (Vertreter einer Beschwichtigungspolitik, die allein den Aggressoren zugute kommt) diffamiert. Ein schlimmerer Vorwurf ist im Lande Neville Chamberlains, zumal in einer jüdischen Zeitung, wohl nur schwer zu erheben.

Am interessantesten ist der Jewish Chronicle auf seinen Meinungsseiten. Führende Kolumnisten Großbritanniens, wie David Aaronovitch, Anne Karpf, Daniel Finkelstein, Melanie Phillips oder Jonathan Freedland, tragen hier ihre Auffassungsunterschiede von weit rechts bis desillusioniert links offen aus. Cesarani meint anerkennend: „Im Blatt werden auch Probleme wie Fremdenfeindlichkeit, Einwanderung und ‚versteckte‘ Skandale in der jüdischen Gemeinschaft, wie Gewalt gegen Frauen oder Kindesmissbrauch, thematisiert.“

Die wahre Stärke der Zeitung liegt darin, ein Spiegel des jüdischen Lebens in London und teilweise auch im übrigen Großbritannien zu sein. Im Lokalteil lässt sich ausführlich nachlesen, was in den einzelnen Gemeinden los ist, wer heiratet, wer gestorben ist, wer Bar-Mizwa feiert, wer ein Fest veranstaltet, wo Hebräisch unterrichtet wird, wo man jüdisch kochen lernen kann, wo sich eine Musikgruppe formiert hat, wo noch Freiwillige („Anfänger willkommen“) gesucht werden und vieles mehr. Hier lebt, liebt, feiert, arbeitet, trauert die Gemeinschaft, hier findet sie ganz einfach statt. Das jüdische Leben in London pulsiert, und es ist im Gegensatz zu Österreich eine Selbstverständlichkeit. Es gibt Dutzende Synagogen in London, das Judentum läuft hier als eine Religion unter vielen anderen. Es existiert auch Antisemitismus in der britischen Gesellschaft, aber es gibt keine exklusive Feindzuordnung gegen die Juden im Allgemeinen. Ein Jude in London zu sein, bedeutet auch etwas ganz anderes als in Wien mit seinem bedrückenden, unterdrückenden katholischen Mehrheitsglauben. Die jüdischen Gemeinden ►

leben, und sie verstecken sich nicht. Meine Freundin J. feiert ihre Hochzeit als Big Fat Jewish Wedding mit größtmöglichem Aufwand und Pomp. Meine Freundin M. besucht einen Vorbereitungskurs für ihren Übertritt zum Judentum. Mit meinem Freund L. reiße ich geschmacklose Witze über jüdische Paranoia, sein Sohn beendet trotz kalifornischer Herkunft die Deutsche Schule London als Jahrgangsbester. Und von diesem vielfältigen, selbstbewussten Leben erzählt der Jewish Chronicle Woche für Woche.

In Wien gibt es kein jüdisches Leben jenseits des Holocaust. Für Opfer wie Täter. Man kann nicht in Österreich geborener Jude sein, ohne Angehörige zu haben, die Nazi-Opfer wurden, und inmitten der Nachfahren der Täter leben. Immer ist es eine große Geschichte des Verlustes. Im britischen Judentum ist der Holocaust als schrecklichstes Verbrechen der Menschheitsgeschichte ebenfalls allzeit gegenwärtig. Aber die Opfer-Täter-Geschichte ist eine

andere. Die Briten haben den Holocaust nicht begangen, an den britischen Küsten fanden Menschen Zuflucht, die zum Beispiel aus Österreich vertrieben worden waren.

In London kann man erfahren, welche Bereicherung für eine Gesellschaft Zuwanderung bedeutet. Von Armeniern bis Zulus lebt hier die ganze Welt auf engstem Raum – und meist friedlich. Ja, die Arbeitsbedingungen sind härter und schlechter als in Österreich. Ja, es gibt Ausländerfeindlichkeit in Bevölkerung, Medien und Politik. Doch man wird normalerweise im Londoner Alltag nicht angefeindet, weil man ein Fremder oder ein anderer ist – solange man sich behaupten kann. Sich behaupten können, sich behaupten müssen, ist ja ein Teil dessen, was Judentum bedeutet. Ins Leben gehen, fallen und wieder aufstehen. Niemals liegen bleiben. Der Jewish Chronicle ist der Juden wöchentliche Unterstützung dabei, aufrecht und stark durchs Leben zu gehen. ■

## Rätselhaftes in Jiddisch (und anderen Sprachen)

AUFLÖSUNG: siehe Seite 29

1	2	3	4	5	6	7	8	<b>WAAGRECHT:</b> 1. Den Plattejammer kennt er nicht. 7. Na genau! 9. Mach kein Tamtam, du, Gegenteil davon. 10. Hast du mit ihm nichts zu tun, hast du wohl auch dies nicht mit ihm. 12. Hühnerprodukt und Fernsprechkürzung? Besser gebildet als eingebildet oder dies. 13. Dies machen oder sein bedeutet den Eintritt in neuen Lebensabschnitt. 17. Abwehrformel, zwei Worte hier zusammengeschrieben. 22. Schreib trotzdem hier! 23. Wie 28 senkrecht ohne M, oder Meeresbewohner auch in gefährlichem Weiß. 24. Im Fall der Fälle hilft er dir, um zu Recht oder Geld zu kommen. 26. Personalpronomen 27. Verwirrter Vorbeter ohne N oder noch Verwirrtere franz. Jagd 29. Wenn du gestehst, pfeifst du was im berlinerischen Jargon? 33. kurze Aktiengesellschaft 34. Bist du zornig, hast du was? 35. von rechts das immer angebrachte Ausrufwörtchen 36. bekannte Wiener Zeitschrift 37. darauf fährt die Bahn (fast) von rechts 39. Sei nicht so deutschböckischädellig! 42. wie 33 waagrecht 43. krötenähnliches Schlechtmachen von rechts, 3. Pers. Mitvergangenheit 44. wie franz. Hilfswörtchen	
9					10	11			<b>SENKRECHT:</b> 1. Endgleichowem? Erkundtschaften! 2. Aufsteigendes wie 36 waagrecht 3. Kurz-Christliches vor Eigennamen 4. ungefähres Bankkürzel 5. kurze Bekleidungskette 6. klingt teilweise munter nach Vorteil und Gewinn 7. Binnengewässer 8. vor homo, nicht nur amerik. Musical 11. fremdsprachige Form von 3 senkrecht 12. Begriff aus Botanik wie Erkenntnis 14. Wenn du dieser Aufforderung zum Kampf folgst, kann er dich danach heilen. 15. ... of Wight? 16. Zieh diese und schau in die Bücher! 18. klassisch-rätselhaftes Wapenentier 19. kurzer Reaktor 20. Wirst schon wissen, warum du einen daheim hast. 21. auch nicht ganz düht 25. amerikanisches Uns 27. das lass ich mir von dir sicher nicht 28. lieber wann, als morgen? [=j] 30. Das englische Tier passt zu deinem PC. 31. kurze engl. Automarke 32. Doppelvokal 38. eindeutige Verneinung oder doch nicht warm, nicht kalt 40. Doppelinlaut 41. kurzes Insektkönigreich
				12					
13		14		15					
17	18		19			20	21		
22						23			
24					25		26		
29	30	31	32			33			
34						35			
36				37			38		
	39	40	41				42		
	43						44		

# Widerstand in Hietzing?

# Widerstand in Hietzing!

| Ein neues Buch, erschienen in der Edition Volkshochschule, beleuchtet die Geschichte des österreichischen Widerstands am exemplarischen Beispiel eines ganz und gar „bürgerlichen“ Wiener Gemeindebezirks. |

Von Petra Stuibler

**D**er Autor selbst nimmt potentiellen Zweiflern gleich im ersten Kapitel den Wind aus den Segeln: „Widerstand in Hietzing, gab es das überhaupt?“, sei er oft staunend gefragt worden, schreibt Michael Kraßnitzer, Verfasser des gleichnamigen historischen Buches über den 13. Wiener Gemeindebezirk und hauptberuflich freier Journalist. Hietzing gilt schließlich nicht ohne Grund als bürgerlicher Bezirk – und somit als „Ort, an dem nicht Freiheitskämpfer, sondern höchstens ‚Hietzinger Regimenter‘ aufmarschieren“ (Kraßnitzer). Noch dazu, wo Engelbert Dollfuß, Schöpfer des Ständestaats – und damit Galionsfigur des vom bürgerlichen Lager getragenen Austrofaschismus – am Hietzinger Friedhof begraben liegt. Doch der Autor kam bei seinen Recherchen bald dahinter, dass mehr Widerstands-

geist in Hietzing steckt, als man auf den ersten Blick vermuten könnte.

Zunächst einmal bestand die ehemalige, idyllische Vorstadt der k.u.k. Monarchie nie nur aus eleganten bis protzigen Villen der Reichen und Neureichen, die die Nähe zum Kaiser und zum Schönbrunner Hof suchten. Auch in Hietzing gab es traditionelle Arbeiterviertel, und Widerstand gegen Faschismus und Nazi-Herrschaft war keineswegs nur Sache der „Linken“ – auch das ist dem Autor wichtig, gleich eingangs zu betonen.

1938 umfasste der 13. Bezirk nicht nur die ehemaligen Wiener Vorstädte Hietzing, Speising, Lainz, Ober- und Unter St. Veit, Hacking, Friedensstadt, Teile von Mauer sowie Schloss und Park Schönbrunn, sondern auch Penzing, den heutigen 14. Bezirk. Es wäre daher kleinlich, meint Kraßnitzer, die angeführten Widerstandskämpfer nur für Hietzing zu vereinnahmen – genauso gut könnte das Buch also „Widerstand in Penzing“ heißen, räumt er ein. Neben allgemeinen Kapiteln, die das Buch in die Bereiche „sozialdemokratischer Widerstand“, „kommunistischer Widerstand“, „katholisch-konservativer“, „militärischer“ und „individueller Widerstand“ gliedern, beschreibt Kraßnitzer im Detail die Biographien von 3 Hietzingerinnen und 19 Hietzinger, die gegen Austrofaschismus und Nationalsozialismus ihr Leben einsetzten. Darunter so prominente Namen wie Käthe Leichter, Karl Münichreiter, Anton Proksch, Christian Broda und Karl Biedermann. Aber Kraßnitzer bemühte sich auch, weniger – oder öffentlich gar nicht – bekannte Menschen, die Widerstand leisteten, zumindest zu erwähnen. Menschen, denen keine Gedenktafel, kein Straßename und schon gar kein Denkmal gesetzt wurde. Menschen wie „die deutschblütige Herta Ehrenreich, Wien XIII, Hummelgasse 20 wh., die am 2.10.1942 festgenommen wurde. Sie hat die Jüdin Margarethe Elvira Sara Wertheimer in

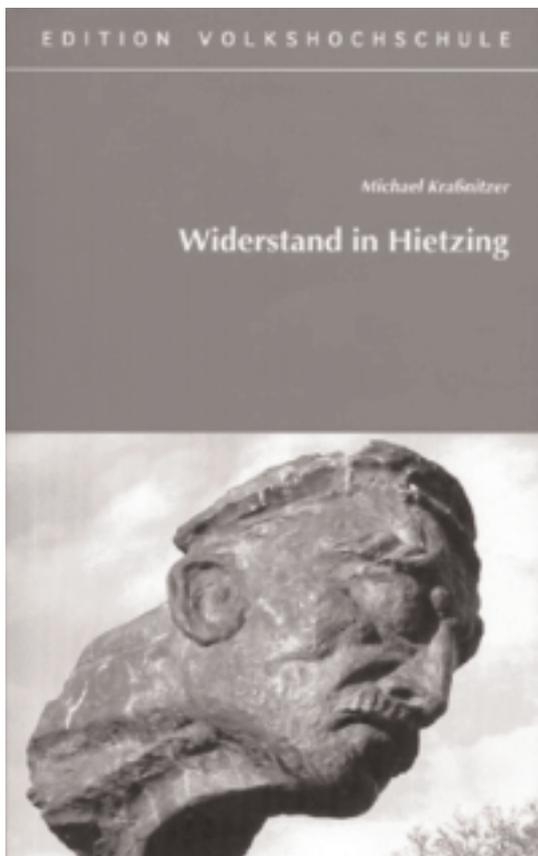


Foto: © Verband Wiener Volksbildung

„Widerstand in Hietzing“: Auch unbekannte Widerständler werden dokumentiert

ihrer Wohnung versteckt gehalten. Gegen die Ehrenreich wird Schutzhaftantrag gestellt. Die Jüdin Wertheimer wurde nach dem Osten evakuiert“, wie es im Tagesbericht Nummer 5 der Gestapo vom 13. bis 15.10.1942 lapidar heißt. Das ist das Verdienst Kraßnitzers: Dass er sich nicht nur an prominente Namen hielt, deren Tun ohnehin von der Zeitgeschichte leidlich erforscht ist, sondern dass er sich bemühte, hinter die Kulissen zu blicken und auch die „kleinen“, die scheinbar historisch weniger bedeutsamen Geschehnisse einzufangen. Dabei gelang es ihm gut, die historische Lebenswirklichkeit eines Bezirks, das alltägliche Grauen in Zeiten der Unterdrückung einigermaßen einzufangen.

Sein Bemühen um größtmögliche Objektivität Opfern wie Tätern, Widerstandskämpfern wie Mittläufern gegenüber lässt Kraßnitzer eine provokante These aufstellen: Heute geschehe den Widerstandskämpfern gegen den Faschismus genauso großes Unrecht wie unmittelbar nach der Nazizeit, als sie von offizieller Seite nur dazu gebraucht worden seien, die These von Österreich als „erstem Opfer Hitlerdeutschlands“ zu untermauern. Heute sei das anders – und genauso falsch, schreibt Kraßnitzer: „Heute werden sie von selbst ernannten ‚Widerstandskämpfern‘ – das bedeutet: Gegnern der ÖVP-FPÖ-Regierungskoalition – als ‚keineswegs frei von antisemitischen Ressentiments ... geschweige denn demokratisch gesinnt‘ dis-

kreditiert, weil sie nicht zur gängigen ‚Täterthese‘ passen ...“ Konkret bezieht sich Kraßnitzer dabei auf ein Zitat von Doron Rabinovici in „Ein österreichisches Paradoxon“. Scharf wendet sich Kraßnitzer gegen das „Zerrbild eines damals wie heute durch und durch faschistischen Österreich“.

Um diese These zu untermauern, führt er eine Reihe von Fakten und Zahlen an: Rein völkerrechtlich sei Österreich tatsächlich das erste Opfer Hitlerdeutschlands gewesen, denn mit den 105.000 Soldaten, die am 12. März 1938 in Österreich einmarschiert seien, seien auch 16.000 deutsche Sicherheitsbeamte gekommen. In den ersten sechs Wochen wurden 50.000 bis 70.000 Österreicher zumindest kurzfristig verhaftet. Das Praterstadion, Symbol der damaligen Fußballgroßmacht Österreich, wurde umgehend von deutschen Truppen besetzt. Kraßnitzers Schluss daraus: „Das war keine friedliche Vereinigung zweier Länder, sondern eine Okkupation. Kein Anschluss, sondern ein ‚Anschluss‘.“ Das stelle Österreich jedoch keinen Persilschein aus – immerhin gab es in der „Ostmark“ 700.000 eingeschriebene NSDAP-Mitglieder, Österreicher waren an vorderster Front an den grauenvollsten Verbrechen beteiligt.

Aber, so Kraßnitzer, „es gab auch das andere Österreich“: Rund 100.000 Menschen, die von 1938 bis 1945 aus politischen Gründen länger als drei Monate verhaftet waren, 2.700 Menschen, die als aktive Widerstandskämpfer zum Tode verurteilt und hingerichtet, 16.500 Menschen, die in Konzentrationslagern ermordet, 16.100, die in der Gestapo-Haft getötet wurden. Und er schreibt weiters: „Gerne wird vergessen, dass Österreich das erste Land Europas war, in dem sich ein Teil der Bevölkerung dem Faschismus mit Waffengewalt entgegenstellte.“ Also – um wieder nach Hietzing, zum eigentlichen Fokus seines Buches, zurückzukommen – etwa auch jene Schutzbündler, die am Goldmarkplatz in Ober St. Veit gegen das Dollfuß-Regime kämpften. Wie der Schuhmacher Karl Münchreiter, den das Dollfuß-Regime unmittelbar nach den Februarkämpfen standrechtlich erschießen ließ. Münchreiter erlangte in der Folge unter den illegalen Sozialdemokraten so etwas wie Kultstatus, er sei zu einer „Ikone des Widerstands“ geworden, durchaus vergleichbar dem berühmten Bild Che Guevaras, schreibt Kraßnitzer. Die Umstände von Münchreiters Hinrichtung waren denn auch besonders dramatisch.



Foto: Archiv

Käthe Leichter: Eine von 22 HietzingerInnen, die gegen die Nazis ihr Leben riskierten

Bereits von mehreren Schüssen schwer verwundet, wurde Münchreiter zur Hinrichtung geschleift – an ihm, der schon in der Vergangenheit „auffällig“ geworden war (er hatte in seinem Schrebergarten Schutzbund-Waffen versteckt), sollte ein besonders abschreckendes Exempel statuiert werden. Berührend ist auch die Geschichte seiner Frau Leopoldine, die zunächst gar nicht begriff, was mit ihrem Mann geschah, und die sich nach Münchreiters Ermordung der Vereinnahmung durch das Dollfuß-Regime konsequent widersetzte – obwohl sie in bitterer Armut lebte und sogar Alwine Dollfuß persönlich bei ihr vorsprach, um ihr Hilfe aus ihrem Sozialfonds anzubieten.

Ausführlich widmet sich das Buch auch dem kommunistischen Widerstand, der über die Jahre des Faschismus hinweg wohl am längsten und ausdauerndsten gegen Dollfuß-Regime und Naziterror kämpfte. Prominentester Hietzinger Proponent: Christian Broda, langjähriger SPÖ-Justizminister, der in die Nachkriegsgeschichte als großer Reformers des Familien- und Strafrechts einging. Derselbe „Johann Christian Broda, Dr. phil. und Jurist“, wurde am 1. Juni 1943 von der Gestapo wegen „Verdachts der kommunistischen Betätigung“ festgenommen und zu drei Monaten Haft verurteilt. Die Gestapo lag richtig: In seiner Jugend war Broda tatsächlich Kommunist – er war sogar ein radikaler kommunistischer Dissident, was damals unter den Sammelbegriff „Trotzkist“ fiel. Er kämpfte gegen Austrofaschismus und leistete, obwohl zur deutschen Wehr-



Foto: © Verband Wiener Volksbildung

Karl Münchreiter wurde als illegaler Sozialdemokrat zur „Ikone des Widerstands“

macht eingezogen, geheimen Widerstand gegen die Nazis. Seine politische Überzeugung machte ihn dennoch nicht blind gegen die Verbrechen des Stalinismus. Er bezog Stellung in der Zeitschrift „Ziel und Weg“ – und wurde umgehend aus der kommunistischen Partei ausgeschlossen.

Auch der Offizier Karl Biedermann findet sich in „Widerstand in Hietzing“ wieder. Selbst diejenigen, denen der Name nichts sagt – sein Foto kennen sie bestimmt: Im Hintergrund zerschossene Häuser, im Vordergrund ein Gehenkter in Wehrmachtsuniform, ein Schild um den Hals „Ich habe mit den Bolschewiken paktiert!“ In österreichischen Schulbüchern wurde dieses Bild millionenfach abgedruckt – als Sinnbild auch des militärischen Widerstands gegen den Naziterror. Biedermann hatte die kampflose Übergabe Wiens an die Rote Armee vorbereitet und damit eine Größe gezeigt, die zehntausende andere Österreicher nicht hatten. Im Februar 1934 hatte er noch im Karl-Marx-Hof aufseiten der Regierungstruppen Schutzbündler und Sozialdemokraten erschossen. In der Nazizeit entwickelte er sich dann vom „Stiefellecker, wenn nicht überzeugten Anhänger des Nationalsozialismus“ (Kraßnitzer) zum Aufständischen, der seinen Mut mit dem Leben bezahlte. ■



Foto: © Verband Wiener Volksbildung

Der gehenkte Karl Biedermann: Sinnbild auch des militärischen Widerstands



Foto: © Erich Klein

Stein auf dem Jüdischen Friedhof in der Seegasse

## Denkwürdiges Wien

| Der FALTER Verlag stellt in seiner neuen Reihe „CITYwalks“ Mahnmale, Gedenkstätten und Orte der Erinnerung der Ersten und Zweiten Republik vor. Autor Erich Klein zeigt in spannender Weise die Widersprüchlichkeit der Geschichtsbetrachtung in einer Stadt, die mit Juden und durch Juden groß geworden ist. |

**Von Peter Menasse**

Der FALTER Buchverlag bewirbt seine Sachbuchreihen mit den Begriffen „nützlich und schön“. Dem kann durchaus zugestimmt werden. Was aber unbedingt zu ergänzen ist: Der FALTER Verlag macht uns vor allem gehen. FALTER als Fitnessprogramm der besonderen Art. Wir eilen mit dem Verlags-Dauerbrenner „Wien, wie es isst ...“ von Restaurant über Kaffeehaus zu Wirtshaus. Wir durchschreiten ganz Wien auf der Jagd nach „Beisl und Alt-Wiener Gaststätten“ oder lassen uns von „Baby in Wien“ oder „Kind in Wien“ zum Gehen inspirieren. Wir besichtigen die Stadt aus ungewohnter Perspektive mit dem Band „Unterirdisches Wien“ oder wir wandern, mit hübschen Reiseführern ausgestattet, falternd durch das Kamptal, das Weinviertel oder andere Gegenden Österreichs in der Nähe der Bundeshauptstadt.

Das Gehen und Sehen zum Prinzip macht endgültig die neue, inzwischen bereits fünfbändige Reihe des Verlags „Falters CITYwalks“. Kunst,

Kultur, Zeitgeschichte und Stadtleben erschließen sich dem gehenden Leser, dem lesenden Geher zu Themen wie Wiener Jugendstil, Wiener Galerien, Wiener Szenelokale und Rotes Wien. Unsere besondere Aufmerksamkeit aber gilt dem neuesten „Gehbehelf“, dem Buch „Denkwürdiges Wien“.

Geschrieben hat es Erich Klein, ein Wiener, der ein Stück seines Herzens an Russland verloren hat. Für sein Buch „Die Russen in Wien. Die Befreiung Österreichs“, das, obwohl sich darin nichts zu Ergehendes findet, ebenfalls im FALTER Verlag erschienen ist, hat er sensationelle Bilder aus dem Jahr 1945 ausgegraben und sie mit klugen Texten versehen. Als Journalist und Übersetzer hat er eine Reihe von russischen Literaten nach Wien gebracht und mit seinen Transkriptionen russische literarische Texte dem deutschsprachigen Leser erschlossen.

Das Buch „Denkwürdiges Wien“ will den Blick des Wien-Besuchers auf Orte des Gedenkens richten und über Opfer, aber auch Täter der

nationalsozialistischen Herrschaft von 1938 bis 1945 erzählen. Klein weist in seiner Einleitung darauf hin, dass in Wien wegen des auf „den Tourismus ausgerichteten Bilds glanzvoller imperialer Vergangenheit und Größe für die Erinnerung an den zeitlich viel näher liegenden Zivilisationsbruch durch die Nazis kein Platz ist“. Und so nimmt der Autor uns auf drei Spaziergänge mit, die auch profunden Kennern der Geschichte des Nationalsozialismus und eingelebten Wienern Neues bieten können, wenn sie nur – falterkonform – bereit sind, weit und viel zu gehen.

Der erste Spaziergang nennt sich „Über Ring und Vorstadt ins Zentrum ...“ und führt von der Alten Börse am Schottenring zum Stephansplatz. Der Weg beginnt bei Stefan Zweig, der Wien in seinen Erinnerungen so sehr verklärte und schließlich an der Geschichte verzweifelnd Selbstmord beging. Wir kommen vorbei bei Sigmund Freud, Friedrich Torberg, sehen den Platz, wo einst die Synagoge des Betvereins Chewra Beth Hatfila, stand und halten schließlich beim Jüdischen Friedhof in der Seegasse. Bei der Strudlhofstiege erinnert uns Klein an das kurzfristige Engagement des großen Heimito von Doderer bei den Nazis, um uns weiter zum Alsergrunder Bezirksmuseum zu führen, das sich in besonderem Maße der Erinnerung an Erich Fried angenommen hat.

Es sind nicht nur die großen Helden des Geisteslebens, an denen uns das Buch vorbeiführt. Die Pater-Maximilian-Kolbe-Kapelle in der Alser Straße wird uns als Gedenkort für den berühm-



Foto: © Michael Rathmayer

Holocaustmahnmal von Rachel Whiteread auf dem Judenplatz

ten Franziskanerpater präsentiert, aber wir lernen dort auch, dass der Geistliche, der sich für einen anderen polnischen Häftling im KZ opferte, vor dem Krieg ein „rabiater Antisemit“ gewesen war. Das ist nur ein Beispiel unter vielen anderen in diesem Band, bei dem Erinnerung kritisch hinterfragt wird und das Widersprüchliche ohne vorausseilende Verklärung oder Zensur vorkommen darf.

Es würde den Rahmen sprengen, den Spaziergang in aller Breite darzustellen, daher seien hier nur mehr einige Stationen erwähnt: Votivkirche mit der Würdigung von Franz Jägerstätter, die Universität Wien mit einer Darstellung der Geschichte des Siegfriedskopfs, der Rathausplatz mit der Statue des Ritters Freiherr von Sonnenfels, des jüdischen Beraters der Kaiserin Maria Theresia, das Parlament und das Palais Epstein, das Leon Zelman als „Haus der Toleranz“ gewidmet sehen wollte und das stattdessen jetzt Büros von Nationalratsabgeordneten beherbergen wird, Hofburg, Denkmäler an der Ringstraße, Heldenplatz. Schließlich landen wir beim Stephansdom, der stellvertretend für die Geschichte Wiens die ganze Widersprüchlichkeit in sich trägt: Da findet sich in der Barbarakapelle ein spätgotisches Kreuz, in das eine Kapsel mit Asche aus dem Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau zum Gedenken an die Opfer eingesetzt wurde. Das „andere“ Wien zeigt sich, wenn man den Dom verlässt, oberhalb des Haupttors. Die bösen Mächte der Außenwelt sind dort in Gestalt von Kröten und Ungetier repräsentiert. Zwischen den „unreinen Kräften“ findet sich auf der linken Seite auch die Darstellung eines Juden, erkennbar am spitzen Hut. Wir grüßen den Dom verlassend das Zeichen des Widerstands „05“ an der Außenmauer und besuchen noch, den Anweisungen des Autors folgend, ein Kaffeehaus in der Nähe. Für den nächsten Tag dürfen wir einen FALTER Muskelkater vom Feinsten erwarten.

Haben wir uns von den Strapazen erholt, folgen wir Erich Klein auf seinem zweiten Spaziergang ▶



Foto: © Denkwürdiges Wien/Falter Verlag

Entstehung des Heldendenkmals für den unbekanntes russischen Soldaten



Foto: © Denkwürdiges Wien/Falter Verlag

Das Palais Epstein in einer historischen Aufnahme: von 1945 bis 1955 sowjetische Militärkommandantur für Wien

„durch das jüdische Wien“. Beginnend in der Herrengasse, über den Platz Am Hof führt uns der Autor zum Judenplatz, der so viel jüdische Geschichte – neue wie alte – enthält, die sich dem Leser dank der Kleinschen Aufbereitung in ihrer ganzen Breite erschließt. Hier blickt der große Aufklärer und Bibliothekar Gotthold Ephraim Lessing auf Rachel Whitereads Holocaustmahnmal, eine nicht begehbbare Bibliothek. Hier befand sich das Zentrum der Wiener Juden vom 13. bis zum 15. Jahrhundert, bevor sie in der „Wiener Geserah“ (1420/21) hingerichtet wurden oder Selbstmord begingen, um der Zwangstaufe zu entgehen. Mit Klein erinnern wir uns wieder an die Diskussionen um das Relief am Jordanhaus, auf dem die Tötung der Juden als „die Reinigung von Schmutz und Übel“ bejubelt wird und dem nach langen Diskussionen von der katholischen Kirche eine Gedenktafel mit dem Eingeständnis des christlichen Versagens angesichts der Ermordung der europäischen Juden entgegengesetzt wurde.

Auch dieser zweite Spaziergang erfordert hohe Leistungsfähigkeit beim gehenden Überwinden von weiten Strecken. Der Autor führt uns weiter zum Alten Rathaus mit dem Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes und zum Stadttempel. Und weil in Wien der hässliche Gegensatz an jeder Ecke lauert, folgt gleich darauf der Morzinplatz, wo das Hotel Metropol der Gestapo als Hauptquartier diente. Hermann Broch begegnet uns, Martin Buber, Fritz Kreisler, Otto Bauer, Johann Koplénig und Jura Soyfer. Die jüdischen Schulen Wiens, der Leopoldstädter Tempel, aber auch die Flaktürme im Augarten – der zweite Bezirk ist voll versunkener Geschichte, ist voll von auflebendem neuem jüdischem Leben, auch wenn das vernichtete nie wieder wird entstehen können.

Der dritte Spaziergang sagt schon durch seinen Namen, dass er sich kaum nur gehend erschließen lässt. Für den Weg „vom Zentrum an die Peripherie“ wird man sich wohl mitunter der Wiener Linien bedienen müssen. Vom Jüdischen Museum über die Kapuzinergruft, Hrdlickas Mahnmal gegen Krieg und Faschismus und eine Reihe weiterer Gedenkorte bis zum „Russendenkmal“ auf dem Schwarzenbergplatz sollte die Kondition noch reichen. Mit dem Befreiungsdenkmal befasst sich Erich Klein, ausgewiesener Experte für alles Russische, besonders detailliert. Man lernt, dass bereits im Januar 1945 ein Architektenwettbewerb vom Kriegsrat der Vierten Gardarmee durchgeführt wurde, den der junge Bildhauer Intisarjan gewann. Der Künstler bastelte sein Modell des Denkmals noch im Schützengraben aus Brot und Speck. Ausführlich wird vom Autor auch die realsozialistische Kampfrhetorik besprochen, die sich überall am Denkmal entdecken lässt und die seltsam antiquiert anmutet. Etwas verwundert registriert Klein, dass bis heute am Denkmal Kränze niedergelegt werden. Mancher jüdische Wiener, der Autor dieses Beitrags jedenfalls, kann das gut verstehen. Ohne die alliierten Truppen, genauer gesagt ohne die Rote Armee, wäre der Nationalsozialismus aus Wien nicht verschwunden. Wer also begrüßt, dass Juden wieder in diese Stadt zurückkehren konnten, darf sich der Realität nicht verschließen, dass sich Österreich nicht von innen vom Faschismus befreit hat, sondern die Befreiung von außen kam.

Eine weitere Station des dritten Rundgangs ist der Aspernbahnhof, von dem aus zwischen 1939 und 1942 etwa 50.000 Juden in die Vernichtungslager im Osten Europas deportiert wurden. Weiter geht es zum Zentralfriedhof mit dem alten jüdischen und dem neuen israelitischen Friedhof und schließlich – hier ist die Benutzung eines Verkehrsmittels dringend anzuraten – in die Gegend der Heurigen, wo uns ganz zum Schluss nochmals Sigmund Freud begegnet. Dann führt uns der endlich gnädig gestimmte Autor zum Heurigen Sirbu und bemerkt dazu: „Das Lokal liegt direkt am Weg.“ Dort, am Weg, liegt wohl erschöpft auch der Leser, der Erich Klein gefolgt ist, immerhin aber voll informiert über das Wien der Gedenkstätten, der jüdischen Kultur, der wenigen Kämpfer gegen Unrecht, der Ewiggestrigen – informiert also über unser aller Wien. ■

Erich Klein „Denkwürdiges Wien“  
 FALTER Verlag, Wien 2004  
 ISBN 3-85439-303-2, www.falter.at

# Welches jüdische Wien?

Von Thomas Schmidinger

Ein Reiseführer durch das jüdische Wien läuft immer Gefahr, in die Falle der Trauer der Täter-Innennachkommen um die zerstörte „jüdische Kultur“, hinter der die ermordeten Menschen verschwinden, zu tapen. „Jüdische Kultur“ kommt dabei immer nur als Kultur jüdischer Intellektueller, Künstler und Bourgeois vor, für die jüdischen Handwerker, Tagelöhner und Armen ist das Interesse weit geringer. Auch der im Mandelbaum Verlag erschienene Band schrammt haarscharf an dieser Falle vorbei, aber eben nur haarscharf. Allein schon die Tatsache, dass er nicht nur in deutscher Sprache erscheint, sondern auch in englischer Übersetzung, mindert die Gefahr. Schließlich wird das Zielpublikum damit auch auf die Nachkommen emigrierter Überlebender und anderer interessierter LeserInnen aus Israel, den USA und den europäischen Nachbarstaaten ausgeweitet. Wenn auch der Antisemitismus vor und nach der nationalsozialistischen Herrschaft etwas zu kurz kommt, so scheint es doch legitim, jüdische Kulturgeschichte als primär jüdische Geschichte und nicht als die Geschichte des Antisemitismus darzustellen. Der Schwerpunkt des Buches liegt zwar, wie bei ähnlichen Projekten üblich, bei der Hochblüte jüdischen Lebens im Wien der ausgehenden Habsburgermonarchie und der Ersten Republik, jedoch wird auch auf jüdische Institutionen nach 1945 eingegangen. Vor allem der Serviceteil des Buches kann für jüdische BesucherInnen des zeitgenössischen Wien nützlich sein. Von Nachteil ist dabei nur sein Mangel an Vollständigkeit. So fällt etwa auf, dass jüdische Medien, die sich in der Vergangenheit kritisch mit der Politik des Präsidenten der Israelitischen Kultusgemeinde auseinander gesetzt haben, wie die Internetzeitung [www.juedische.at](http://www.juedische.at) oder die Zeitschrift NU, genauso ausgespart bleiben wie die einzige liberale Synagoge der Or Chadash, während die Adressen



aller orthodoxen Bethäuser angegeben werden. Vielleicht wäre es hier besser gewesen, sich nicht ausschließlich auf die Informationen der Israelitischen Kultusgemeinde (IKG) zu verlassen, sondern auch selbst zu recherchieren, um die gesamte Vielfalt jüdischen Lebens in Wien darstellen zu können. Orte des zeitgenössischen jüdischen Wien kommen auch in den Hauptabschnitten des Buches eher zu kurz. Damit läuft auch dieses Buch Gefahr, jüdische Kultur zu musealisieren. Ganz falsch liegt der Band damit jedoch nicht. Schließlich ist das jüdische Leben nach der Shoah nicht mehr mit jenem vor der großen Vernichtung vergleichbar. Trotzdem gibt es noch und wieder jüdische Menschen und ihre Institutionen, die mehr Aufmerksamkeit verdient hätten, als ihnen in diesem Band zukommt. ■

„Jüdisches Wien – Jewish Vienna“

Redaktion: Julia Kaldori

Mandelbaum Verlag

ISBN 3-85476-098-1, Wien 2004

Preis: EUR 15,80

## AUFLÖSUNG des Rätsels

SENKRECHT

- |                 |               |
|-----------------|---------------|
| 1. AUSBALDOWERN | 18. AAR       |
| 2. UN = NU      | 19. AKW       |
| 3. ST           | 20. HAUSGOI   |
| 4. CA           | 21. MESCHUGGE |
| 5. HM           | 25. US        |
| 6. REIWACH      | 27. ASSERN    |
| 7. SEE          | 28. HAIEM     |
| 8. OKLA         | 30. MOUSE     |
| 11. STA         | 31. MG        |
| 12. EZ          | 32. EE        |
| 14. RAUFE       | 38. LAU       |
| 15. ISLE        | 40. TT        |
| 16. LEINE       | 41. UK        |

## WAAGRECHT

1. AUSCHER
7. SO
9. UNTAM
10. ESEK
12. EITEL
13. BARMIZWA
17. LAUALECHEM
22. DAFKE
23. HAIE
24. OREW
26. UNS
27. ASHSEC = CHASSE
29. EMMES
33. AG
34. ROGES
35. IO = OI
36. NU
37. ESEILG = GLEISE
39. STUR
42. AG
43. ETKNU = UNKTE
44. QUE



Fotos: © P. Rigaud

Javor zu Menasse: „Was sagt die Halacha, wenn die Kuh nach dem Schächtschnitt noch einmal laut muht?“

## Dajgezzen und Chochmezzen

| Erwin Javor und Peter Menasse *dajgezzen\** und *chochmezzen\*\** über *Fleischeslust, koscheres Essen* und das neue *Tierschutzgesetz*. |

*Menasse:* Herr Ober, bringen Sie uns zwei große Braune.

*Javor:* Stell dir vor, ich habe gestern mit zwei Rabbinern über das neue Tierschutzgesetz gesprochen, und was das Erstaunlichste dabei war: Die beiden hatten zu ein und demselben Thema dieselbe Meinung. Zwei Rabbiner, dieselbe Meinung – hat man so was schon gehört?

*Menasse:* Also ich verstehe schon, dass dieses Phänomen dich irritiert, aber was das Schützen der Tiere betrifft, das interessiert mich überhaupt nicht. Ich esse auf Teufel komm raus Fleisch, ohne wissen zu wollen, ob die Tiere es in ihrem Leben vorher auch wirklich nett hatten. Isst du eigentlich koscher?

*Javor:* Gelegentlich.

*Menasse:* Und was sagen jetzt die Rabbiner zum Tierschutzgesetz?

*Javor:* Die Halacha, das jüdische Gesetz, sagt, dass der Tod des Tieres bereits mit dem Schächtschnitt eintritt. Es ist daher nicht gegen die Regeln, es im Nachhinein zu betäuben. Hätte man die ursprüngliche Fassung gelassen, nämlich zu verlangen, dass es vorher

betäubt wird, könnte man koscheres Fleisch in Österreich nicht mehr herstellen.

*Menasse:* Und was sagt die Halacha dazu, wenn die tote Kuh nach dem Schächtschnitt noch ein-, zweimal laut muht?

*Javor:* Das gilt einfach nicht. Und aus.

*Menasse:* Na dann.

*Javor:* Im Übrigen sind die Tiere nach dem Schächten mindestens so tot wie das Rotwild, das von so manchen schwarz-blauen Mandataren zum Vergnügen bei der Jagd erlegt wird. Da hüpfen dann gelegentlich die toten Tiere blutend durch den Wald. Das fällt aber nicht unter Tierschutz. Eigentlich müsste man ja die Tiere vor der Jagd betäuben, dann würden die meist besoffenen Jäger sie besser treffen und es wäre auch humaner.

*Menasse:* Glaubst du denn, dass nur schwarze und blaue Mandatäre jagen? Allerdings, wenn man sich die Innenpolitik anschaut, kann man das schon glauben. Die Regierungsparteien behandeln ja derzeit Menschen anderer Weltanschauung wie Tiere, die zum Abschuss freigegeben wurden.



Menasse: „Tierschutz interessiert mich nicht.“

**Javor:** Dabei wäre eine solche Jagd ja nur spannend und sportlich, wenn die Tiere zurückschießen könnten.

**Menasse:** Ich weiß nicht, was du willst. Gusenbauer hat doch ohnehin nach der ersten Attacke auf Hannes Swoboda eine schwere Drohung hinausgejagt. Stell dir vor, er will nie wieder mit Haider Spargel essen. Knallhart, dieser Mann.

**Javor:** Ich weiß nicht, was du hast. Immerhin hat Gusenbauer in den letzten Monaten doch einen spektakulären Auftritt gehabt. Kaum hat der Papst abgesagt, ist er selbstlos in die Breische gesprungen und hat den Mariazeller Katholikentag durch seine unübersehbare Präsenz gerettet.

**Menasse:** Ja, die Sozialdemokraten sind eben die wahren Helden des Alltags. Josef Cap war gar ohne Krawatte beim Heiligen Vater. Die trauen sich eben was. Dabei gäbe es doch so viele Themen, wo man ganz ernsthaft öffentlich werden müsste. Die Arbeitslosigkeit steigt, die ganze Sinnlosigkeit der Verkäufe von Staatseigentum wird offensichtlich, und die demokratischen Usancen gehen überhaupt den Bach hinunter.

**Javor:** Es ist wirklich eine hohe Kunst, eine Regierung mit dieser Performance nicht schon gestürzt zu haben. Wo doch in deren eigenen Reihen schon so viel Protest deutlich wird.

**Menasse:** Die Reaktion der Regierungsparteien ist allerdings auch atemberaubend. Wenn sie eine Wahl verlieren, wie etwa die zum Bundespräsidenten, wollen sie sofort das ganze Amt abschaffen. Wenn einer Politik macht, die ihnen nicht passt, siehe Beispiel

Swoboda, wollen sie den gleich vor Gericht stellen. Die Opposition sollte also schnell handeln, bevor die Regierung ganz demokratisch Anhaltelager für anders Denkende einführt.

**Javor:** Swoboda und wir mit ihm müssen uns ja noch glücklich schätzen. In den Zeiten der „ordentlichen Beschäftigungspolitik“ haben die Rechten nicht nur, so wie heute auch, bestimmt, wer Landesverräter ist, sondern sie dann auch gleich standrechtlich erschießen lassen.

**Menasse:** Am besten hält allerdings Hans Peter Martin den Österreichern den Spiegel vors Gesicht. Einen solchen Typen liebt man hier. Immer beleidigt, immer grantig, immer Erbsen zählend, außer bei den eigenen Erbsen und ein echter Verlierer des Lebens. Martin ist Österreich, Österreich ist Martin.

**Javor:** Auch wenn er de facto ein Verlierer ist, hat er doch durch sein Wahlergebnis der Kronenzeitung zu einem Sieg verholfen. Jetzt haben die Politiker wieder eindrücklich erfahren, dass die Krone Politik und Abgeordnete machen kann. Dafür war dieser Martin den Kleinformatern gerade recht.

**Menasse:** Erwin, jetzt haben wir uns aber auch mit ihm beschäftigt. Wir verösterreichern zunehmend.

**Javor:** Na mit wem sonst soll ich mich denn hierzulande beschäftigen? Vielleicht mit dem GAK?

**Menasse:** Ich habe gewusst, du bringst noch Fußball rein. Das Ende der Meisterschaft war ja ähnlich wie die wilde Jagd. Die Austrianer sind ständig waidwund geschossen worden und am Schluss wie betäubt dagestanden. Das war schon sehr inhuman.

**Javor:** Herr Ober, die Rechnung.



Javor: „Eine Jagd wäre spannend, könnten die Tiere zurückschießen.“

# Vom Match IKG gegen Chabad Lubawitsch

## MEINUNG

In diesen Wochen und Monaten finden wichtige Fußballspiele statt: Europacup, Champions League, Europameisterschaften. Es geht um gewaltige Summen Geldes, Nationalstolz, nachgerade um die finanzielle und emotionale Existenz von Dutzenden Millionen Menschen. Da darf eine Analyse der wichtigsten Partie in unserer Gemeinde nicht fehlen – das Match lautet: IKG gegen Chabad Lubawitsch.

**Aufstellung:** Die Position des Teamchefs ist von größter Bedeutung. Strategisch denken muss er können. Alles bis ins kleinste Detail durchdenken, die Stärken und Schwächen der eigenen Spieler und jene des Gegners kennen und berücksichtigen. Ein Gspür haben für seine Leute und die anderen. Gscheit muss er sein, ruhig und besonnen, Schreihälse sind out.

Dieses Duell entscheidet Rabbiner Bidermann fraglos für sich und sein Team. Ein glattes 0:1.

Hinsichtlich der Atmosphäre, des menschlichen Umgangs trifft mit dem IKG-Team ein Blinder nicht auf einen Einäugigen, sondern mit Chabad Lubawitsch auf einen besonders gut Sehenden. Einen menschlichen Umgang mit den Spielern, Angestellten, Fans, Zuschauern gibt es im IKG-Team nicht. Feinfühligkeit, Sensibilität, etwas, was man unter Fußballern „Neschume“ nennt, liegt im IKG-Team außerhalb des Wahrnehmungsbereichs, wie UV-Licht für das menschliche Auge.

Hier punktet Chabad Lubawitsch voll: Spieler und Fans werden intensivst menschlich betreut. Man lädt sie nach Hause ein, steht ihnen in der Not bei, versorgt sie und spricht dabei fast nie direkt über Fußball. Was Wunder: Die Spieler sind beseelt und einsatzfreudig wie keine



anderen, die Fans enthusiastisch und unterstützend und werden zahlenmäßig immer mehr. Fazit: ein Schuss aufs leere Tor – es steht 0:2.

Sehr stark unterscheidet sich auch die Vereinsstrategie in den beiden Teams: Das Team IKG scheut keine Mühe und Kosten. Spieler mit besten Namen werden akquiriert, fühlen sich aber dann oft nur als Stafage. Es werden enorme Summen Geldes in immer neue Trainingszentren, Stadien, Nachwuchsförderungen gebuttert, auch wenn viele dann leer stehen.

Chabad Lubawitsch agiert genau umgekehrt: Die Spieler stammen ausschließlich aus den eigenen Nachwuchszentren, sind bestens trainiert, beseelt von ihrer Aufgabe. Es geht darum, die Menschen für Fußball zu begeistern. Finden sich dann welche, die spielen wollen, kommt auch das Geld für die notwendigen Einrichtungen. Langfristig viel erfolgreicher: Chabad Lubawitsch. Es steht bereits 0:3.

Ganz anders verhält es sich bei der Flexibilität der beiden Teams. Hier sind die Möglichkeiten des Chabad-Lubawitsch-Teams, welches an einem sehr orthodoxen und letztlich rigiden Fußballspiel festhält – fest-

halten muss! – ‚eingeschränkt. Da werden im Vergleich die IKG-Kicker, unter Mithilfe des geistigen Oberhauptes, mit der Fähigkeit zu breiten Spagaten, mitunter zu süd-amerikanischen Ballestern.

Der Anschlusstreffer für IKG: 1:3.

Auch hinsichtlich der demokratischen Struktur der beiden Vereine liegt das IKG-Team voran. Wenn auch die derzeitige Vereinsführung vielleicht nicht unbedingt als Lehrmeister demokratischen Verständnisses anzusehen ist, haben die Vereinsmitglieder alle vier Jahre die Chance, eine neue Führung zu wählen. Der Entscheidungsträger bei Chabad Lubawitsch ist jedenfalls außer Reichweite.

Ein weiteres Tor für IKG: 2:3.

Die jeweiligen Spielstile könnten unterschiedlicher nicht sein: Hier die Bulldozer der IKG – Kugel nach vorn, dreschen – wir wissen zwar nicht wie und was, sind aber schneller dort: Der Trainer befindet sich selbst auf dem Spielfeld, er ist gleichzeitig auch Kapitän und Schiedsrichter (die Mitspieler eher Staffage). Er haut sich ordentlich rein und scheut auch das eine oder andere Foul nicht. Frei nach dem Motto: „Der Feind ist überall und muss entsprechend bekämpft werden.“

Dort die Techniker von Chabad Lubawitsch: feinsten Spielaufbau, immer totales Understatement. Dem Trainer gelingt es sogar, dem Gegner glaubhaft zu machen, dass seine Mannschaft gar nicht gewinnen will, man möge sie nur ab und zu – und jedenfalls lediglich in der eigenen Spielhälfte – mit dem Ball spielen lassen. Man ist freundlich, äußerst nett zu allen und pflegt sogar Kontakt zu den gegnerischen Spielern. Das Spiel ist beherzt, technisch auf hohem Niveau. Bei aller Leichtigkeit und Freude am Spiel fällt eine unglaubliche Entschlossenheit auf.

Fast ohne es zu merken scorten wieder Chabad Lubawitsch – 2:4.

Und jetzt zum tatsächlichen Spielverlauf: Es geht einigermaßen chaotisch zu. Dramatische, ja historische Situationen, für die sich sogar die in- und ausländische Öffentlichkeit interessiert, wechseln mit Momenten, die geprägt sind von dilettantischem Gekicke. Es gibt üble Fouls und dann wieder Verbrüderungen. Ständig laufen völlig unmotiviert und unkontrolliert neue Spieler aufs Feld, andere verschwinden. Permanent gefährliche Eigentor-Situationen. Auf dem Spielfeld wird geschrien, gelacht, geweint, aber auch gegessen und getrunken. Immer wieder beginnen sich Spieler, auch gegnerische, miteinander zu unterhalten. Angeblich sollen auch schon welche inmitten des Spiels in die Kantine gegangen sein. In Fußballersprache: „Es tit sach eppes“ (Es spielt sich einiges ab) auf dem Spielfeld.

Bis – für die IKGler völlig überraschend – die ersten Chabad-Lubawitsch-Tore fallen. Der Chabad-Lubawitsch-Trainer fragt: „No und wenn einer plötzlich allein vor dem Tor steht, soll er vielleicht kein Tor schießen?“ . Es kommt aber noch besser: „Warum spielen wir überhaupt gegeneinander?“ , fragt er. „Warum spielen wir nicht alle auf ein Tor?“ Chabad Lubawitsch spielt bereits auf dem ganzen Spielfeld. Einige IKGler lassen sich überzeugen und wechseln die Mannschaft. Zunehmende Teile des Publikums sympathisieren zunehmend mit Chabad Lubawitsch.

Das aber ist den IKGlern zu viel. Spielregeln gelten forthin überhaupt keine mehr, totaler Kampf ist angesagt. Man versucht, mit allen Mitteln den Chabad Lubawitschern die Leiberln auszuziehen und wegzunehmen.

Bei Redaktionsschluss war das Spiel gänzlich unübersichtlich geworden. Von Neuaustragung, neuen Regeln, Spiel in zwei verschiedenen Stadien usw. war die Rede. Das Publikum begann abzuwandern und wandte sich anderen Sportarten zu.

# Alltagsgeschichten

Von Erwin Javor

## MEINUNG

Vor einigen Monaten hatte mein sechzehnjähriger Sohn ein irritierendes Erlebnis. Ein etwa vierzigjähriger Mann kommentierte die Weltlage mit folgenden Worten: „Das mit den vielen Opfern am 11. September ist wirklich schrecklich, aber was sind schon dreitausend Tote gegen den Bombenterror der Alliierten im Zweiten Weltkrieg? Wenn die Amerikaner endlich aufhören würden, Israel zu unterstützen, dann gäbe es auch keinen Terror. Es ist doch evident, dass in den USA nicht der Präsident das Sagen hat, sondern die Wirtschaft – und die ist ja bekanntlich in jüdischer Hand.“

Diese Bemerkung fiel allerdings nicht im Wirtshaus oder am Sportplatz, sondern vor versammelter Schulklasse bei einer Gedenkfeier zum 11. September. Die Aussage stammte vom zuständigen Professor im – man höre und staune – Geschichtsunterricht!

Dass solche „Sager“ mittlerweile zum Alltag gehören, bestätigen mir viele meiner Freunde, die wie ich mit ähnlichen Erlebnissen konfrontiert sind. Das spielt sich dann folgendermaßen ab: Man trifft einen guten Bekannten im Kaffeehaus oder auf einer Abendgesellschaft und schon nach kurzer Zeit wird man auf die furchtbaren Zustände im Irak angesprochen und erwartungsvoll aufgefordert, zu den Folterungen der Amerikaner in den irakischen Gefängnissen Stellung zu nehmen. Wenn man dann den Fehler begeht, reflexartig und unzulässigerweise auf Enthauptungen von Geiseln, die von radikalen islamistischen Gruppen durchgeführt werden, hinzuweisen, heißt es, dies sei zwar schrecklich, aber auch irgendwie verständlich. Die Gier nach Öl und vor allem die Unterdrückung der Palästinenser fördern eben solche schrecklichen Taten. Kurz gesagt: Das Foltern der Gefangenen ist



Teil eines amerikanischen Masterplans und zeigt das wahre Gesicht der USA, das Kehledurchschneiden von unschuldigen Zivilisten jedoch ist Teil der islamischen Geschichte und Kultur.

Es wird mit einer gewissen Genugtuung argumentiert, die nicht zu übersehen ist, und man kann förmlich die darauf folgenden Sätze prophezeien:

In Kenntnis der amerikanischen Untaten müsse man die Naziverbrechen nun doch ein wenig relativieren. Denn was die Amerikaner da machen, sei doch sehr wohl mit den Gräueltaten der KZ-Aufseher im Dritten Reich zu vergleichen. Und was machen die Juden in Palästina? Das ist doch auch Völkermord. Oder?

Das ständige Wiederholen von unzulässigen Vergleichen und das bewusste Vermengen von verschiedenen und voneinander unabhängigen Krisen in der Welt, hat einen sehr einfachen Grund, nämlich, endlich wieder antiamerikanischen und antijüdischen Ressentiments freien Lauf lassen zu dürfen. Als Vorwand dient stets das Argument, die Palästinenser könnten sich eben nicht anders als durch Terror zur Wehr setzen.

Die Gründe für den blutigen und anhaltenden Konflikt im Nahen Osten sind aber viel komplexer. Wäre die Besetzung Palästinas nämlich der einzige Grund für diesen anhal-

tenden Konflikt, würden die Waffen schon lange schweigen. Es gab bekanntlich den Osloer Friedensplan, der ein Test dafür war, ob Israel und seine Nachbarn für Frieden bereit wären. Dieser Test wurde von der überwältigenden Mehrheit der israelischen Bevölkerung unterstützt und Ehud Barak daher mit großer Mehrheit zum Ministerpräsidenten gewählt. Barak offerierte für die Schaffung eines Palästinenserstaates die Rückgabe von 94 Prozent der West Bank und weitere territoriale Kompensation für die restlichen sechs Prozent. Außerdem sah er vor, die Altstadt von Jerusalem zurückzugeben und großzügige Restitutionsleistungen zu leisten. Doch der Plan wurde von den Palästinensern nicht nur abgelehnt, sondern auch mit Gewalt beantwortet – die israelische Bevölkerung reagierte darauf bei den darauf folgenden Wahlen mit einem Machtwechsel.

Während man in Israel jetzt und in der Vergangenheit leidenschaftlich und heftig darüber diskutiert, wie ein gerechter und für beide Seiten zumutbarer Frieden aussehen könnte, hört man von arabischer Seite nur einseitige Schuldzuweisungen. In Tel Aviv werden regelmäßig Friedensdemonstrationen abgehalten, während in Gaza auf der Straße, in den Schulen und in den Moscheen Hass gepredigt wird. Und wie reagieren internationale Medien auf diese Tatsache? Das Faktum, dass das Islamisten-Regime im Sudan systematisch ethnische Säuberungen durchführt und vor dem Terror arabischer Milizen bereits mehr als eine Million Menschen auf der Flucht sind, wird zur Randnotiz, während der Israel-Palästina-Konflikt als Hauptbedrohung für den Weltfrieden dargestellt wird. Und während in Nigeria nach wochenlangen blutigen Auseinandersetzungen zwischen muslimischen und christlichen Fundamentalisten Tausende Tote zu beklagen sind, über 60.000 Menschen flüchten müssen, wird im Sicherheitsrat die Zerstörung von palästinensischen Häusern nahe der ägyptischen Grenze verurteilt.

Im Judentum ist Selbstkritik, als wichtiger Beitrag zu Problemlösungen, seit Jahrtausenden Tradition. Solange auf arabischer Seite nicht ein ähnlich selbstkritischer Zugang gefunden wird, wird es keine Lösungsansätze geben.

Folgende schmerzhafteste Fragen müsste sich die arabische Gesellschaft stellen: Wo steht die arabische Welt im Vergleich zur industrialisierten Welt? Wo steht sie, wenn es um Demokratie, Frauenrechte, Pressefreiheit und die Trennung von Staat und Religion geht? Warum hinken die arabischen Volkswirtschaften so hinter der übrigen Welt nach? Um nur ein Beispiel zu nennen: In den Fünfzigerjahren hat Südkorea das gleiche Prokopfeinkommen erwirtschaften können wie Syrien und Ägypten. Heute ist Südkorea, trotz der jahrzehntelangen blutigen Auseinandersetzung mit seinem Nachbarn, eine hoch entwickelte Industrienation. Die meisten moslemischen Staaten blieben hingegen Entwicklungsländer. Wie kann und sollte die arabische Welt auf die Internetrevolution und auf die zunehmende Globalisierung der Welt reagieren? Wo sind die Intellektuellen der arabischen Welt? Wieso hört man ihre kritischen Stimmen nicht?

Die interne Diskussion zur Klärung dieser Fragen ist unvermeidbar und müsste im Interesse aller offen geführt werden. Die Weltöffentlichkeit aber sollte endlich begreifen, dass palästinensische Selbstmordattentäter mit ihren Anschlägen nicht die israelische Regierung zwingen wollen, ihre Politik zu ändern, sondern dass es ihnen darum geht, den Judenstaat schlechthin zu vernichten.

Im Übrigen bin ich der Meinung, dass die derzeitigen Kosten unserer Kultusgemeinde nicht mehr seriös zu finanzieren sind. Und wir alle sollten vermeiden, vom Wohlwollen der heutigen oder auch jeder zukünftigen österreichischen Regierung abhängig zu sein.



P.B.B. ► VERLAGSPOSTAMT 1010 WIEN ► ZULASSUNGSNR.: 02Z033113M

## I M P R E S S U M

### OFFENLEGUNG GEMÄSS MEDIENGESETZ:

Herausgeber: Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in 1011 Wien, Postfach 1479. Obmann: Johann Adler, Schriftführer: Martin Engelberg, Kassier: Erwin Javor

Grundsätzliche Richtung: **NU** ist ein Informationsmagazin für die Mitglieder der IKG und für ihnen nahe stehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen. **NU** will den demokratischen Diskurs fördern.

### HERAUSGEBER UND MEDIENINHABER:

Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum, 1011 Wien, Postfach 1479  
Internet: [www.nunu.at](http://www.nunu.at), E-Mail: [office@nunu.at](mailto:office@nunu.at), Fax: +43/1/715 05 45-15  
BA-CA (BLZ 12000) Kto.-Nr. 08573 923 300

### MITARBEITER DIESER AUSGABE:

Martin Engelberg, Jacqueline Godany, Werner Hanak, Erwin Javor,  
Peter Menasse (Chefredakteur), Axel Reiserer,  
Peter Rigaud (Fotoredaktion), Saskia Schwaiger (Chefin vom Dienst),  
Michaela Spiegel, Petra Stuber, Alexia Wernegger

### ABOBESTELLUNG/PREISLISTE INSERATE:

Anton Schimany Tel.: +43/664 300 77 06,  
Fax: +43/1/715 05 45-15, E-Mail: [office@nunu.at](mailto:office@nunu.at)  
Preis pro Einzelausgabe: EUR 3,-/Jahresabonnement: EUR 10,-

### SATZ & LAYOUT:

echokom werbeagentur ges.m.b.h  
1070 Wien, Schottenfeldgasse 24  
Telefon: +43/1/526 26 76-0